

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT ZAGREB
ABTEILUNG FÜR GERMANISTIK
STUDIENJAHR 2011/2012

Autobiographische Elemente in Max Frischs Roman *Stiller*

Diplomarbeit

Betreuerin: Doz. Dr. Milka Car Prijić

Studentin: Bernarda Burilo

Zagreb, 2012

Inhalt

1. Einleitung.....	1
2. Max Frisch und „Stiller“ im Kontext der Romane der 50er Jahre, der Identität und Autobiographie.....	2
3. Rollenhaftigkeit des Daseins.....	6
3.1. Das erfundene Leben bzw. das Erlebnismuster und die Wiederholung.....	6
3.2. Rollenproblematik am Beispiel von Frischs Figuren.....	13
3.2.1. Die Rolle – zum Begriff.....	13
3.2.2. Kierkegaards Philosophie und das <i>Tagebuch I</i> als thematisches Fundament für „Stiller“.....	14
3.2.3. Prozess der Selbstannahme.....	18
3.3. Der Kontext der Gesellschaft.....	24
4. Darstellung der Wirklichkeitsvarianten in Form eines Tagebuch-Romans.....	29
4.1. Die Struktur des Tagebuch-Romans „Stiller“.....	32
4.2. Autobiographische Elemente und das Tagebuch als eigenständige literarische Form.....	34
4.3. Der Erzähler bzw. das protokollierende Ich.....	38
4.4. Die Rolle des Lesers.....	39
5. Schlusswort.....	45
6. Bibliographie.....	47

1. Einleitung

Max Frisch als ein bekannter „Weltbürger, dessen Abneigung gegen Routine sein Denken und Schreiben bestimmte“¹ hat uns ein Werk hinterlassen, das uns eine unerschöpfte Quelle an Interpretationsmöglichkeiten und Analysen bietet. Als Bürger und Teil der Gesellschaft hat er die Problematik eines Lebens angesprochen, das das Ich zum Zentrum seines Schaffens gemacht und die Problematik des Erzählens auf neuen Ebenen und Perspektiven erforscht hat. Es handelt sich in seinen Werken um spezifische Erscheinungsformen, bei denen das Individuum seine Stellung hinterfragt, was dem Autor durch seine Romanfiguren das Erfinden neuer Identitäten ermöglicht.² In seinen Prosarbeiten, insbesondere in seinem Roman „Stiller“ wird durch Figuren wie Stiller/White ein Versuch unternommen, dem bürgerlichen Leben zu fliehen, um zum reinen Selbst zu gelangen. Ein solcher Versuch wird in dieser Arbeit im Hinblick auf die Handlung, Form und Erzählproblematik des Romans „Stiller“ analysiert.

Erstens wird der Roman „Stiller“ im literaturhistorischen Kontext der Romane der 50er Jahre, der Identität und Autobiographie verortet. Autobiographische Elemente werden demnächst im ersten Teil unter der Rollenhaftigkeit des Daseins und im zweiten Teil unter der Darstellung der Wirklichkeitsvarianten in Form eines Tagebuch-Romans analysiert. Die Bearbeitung des Themas „Rollenproblematik“ besteht aus der Analyse des laut Frisch erfundenen Lebens, dem Begriff der Erlebnismuster und der Wiederholung. Eine Einführung zum Begriff der Rolle, wie auch Kierkegaards Philosophie und Frischs *Tagebuch I* werden als thematisches Fundament des Romans neben dem Prozess der Selbstannahme der Hauptfigur und dem Kontext der Gesellschaft dargestellt. Der zweite Teil dagegen befasst sich mit der Struktur des Romans, mit dem Tagebuch als Form, dem Erzähler im Kontext eines protokollierenden Ichs und schließlich mit der Rolle des Leser.

¹ In: Scheller, Wolf (2001): „Max Frisch und die Deutschen. Zum 10. Todestag des Schweizer Schriftstellers“ http://www.kas.de/db_files/dokumente/die_politische_meinung/7_dokument_dok_pdf_1630_1.pdf, S. 81

² ebd., S. 83

2. Max Frisch und „Stiller“ im Kontext der Romane der 50er Jahre, der Identität und Autobiographie

Der schweizerische Autor Max Frisch, geboren in Zürich am 15. Mai 1911, ist einer der bekanntesten und bedeutendsten deutschsprachigen Autoren, der sich als Dramatiker und später auch als Schriftsteller ausgezeichneter Romane einen Namen gemacht hat. Seine ersten Erfolge datieren aus der Zeit der Entstehung seiner Tagebücher, die als eine Bestandsaufnahme, eine Chronik der Zeit und auch als europäisches Selbstgespräch beschrieben werden.³ Obwohl sie die Zeit, in der er lebte, protokollieren wie die Situationen des Einzelnen in dieser Zeit⁴, sind seine Tagebücher äußerst bedeutend als „ein wichtiges Quellenwerk für die künstlerische Entwicklung“ des Autors selbst und werden daher auch als „Variationsmöglichkeiten zum Thema von Identität und Rolle“ (Müller 1994: 524) interpretiert. Eine dieser Variationsmöglichkeiten, die sich intensiv mit der Rollenthematik und Rollenproblematik befasst, ist sein Roman „Stiller“ (1954).

Der Roman „Stiller“ ist äußerst reich an Interpretationsmöglichkeiten, da er einerseits als Künstlerroman beschrieben, aber auch als eine Fortsetzung „bürgerlich-epischer Tradition“ (Mayer 1978: 53) der Eheromane interpretiert und andererseits auch als Krimiroman gedeutet wird. Diese Arbeit, die auf autobiographischen Elementen des Romans basiert, wird sich mit den Themen der Rolle und Identität auf thematischer und struktureller Ebene befassen.

Dieses Buch ist, obschon es sein Anliegen an der Krise zweier Ehen demonstriert, kein Ehe-Roman. Es ist auch, obschon es von Granada, von Spanien, (...), von New York, von Californien (...) erzählt, kein Reise-Buch. (...) Sein Motto ist ein zentrales Wort aus Kierkegaards Entweder/Oder: Wähle dich selbst. Der Schreiber dieser »Aufzeichnungen im Gefängnis«, (...) geht den Weg

³ Umschlagtext zum „Tagebuch 1966-1971“

⁴ Umschlagtext zum „Tagebuch 1946-1949“, geschrieben von Rudolf Hartung

über die 3 Stufen von Freiheit: Selbsterkenntnis auch über seine Leistungen, Leben entfremdet, Annahme seiner selbst (wähle dich selbst), Verzicht darauf ... Das Thema dieses Buches also ist die Freiheit der Persönlichkeit.⁵

Frischs Thesen, eher als Selbstreflexionsversuche gedeutet, werden auf Grund seiner Biographie (meistens auf Grund seiner Lebenskrisen) und Werke als Grundlage benutzt, um den Prozess der Selbstannahme eines Individuums darzustellen und schließlich auch die Form und Struktur der Autobiographie zu analysieren. Eine „Spannung zwischen den privaten Erlebnissen und dem Gang der Geschichte“ (Hanhart 1976: 2) kommt immer wieder als Kernthese in Frischs Werk vor:

Diese Spannung wird im Laufe des Werks von den Menschen Frischs immer deutlicher als Diskrepanz erlebt, die zu überbrücken sie nicht imstande sind. (...) Der Autor Frisch sieht sich mit seiner schriftstellerischen Arbeit einer ähnlichen Diskrepanz gegenübergestellt wie die Figuren seiner Romane und Stücke. (...) wie sie ihre Entscheidungen treffen, wie sie zu ihrer Rolle kommen und inwieweit sie sich ihres Rollendaseins bewußt sind. (...) Der Punkt, auf den Frisch größten Wert liegt, ist, wie das Einzelwesen seine Umwelt erfährt und wie es in ihr agiert. (ebd., 1-2)

Da es bei „Stiller“ um ein Tagebuch-Roman geht, der als Gattungsform vom Autor selbst „erfunden“ wurde, weil ihm dadurch erlaubt ist, „den Protagonisten als Schreibenden und Berichtenden“ (ebd., 109) zu nutzen, befasst sich diese Arbeit im zweiten Teil hauptsächlich mit der Problematik des fragmenthaften und skizzenhaften Erzählens. Der erste Teil dieser Arbeit, in dem über die Rollenhaftigkeit des menschlichen Daseins, sowie über Frischs Behauptungen darüber, dass jedes Leben erfundensei und die Variationsmöglichkeiten dieses Lebens berichtet wird, ist eng mit dem zweiten Teil verbunden. Im zweiten Teil werden die Möglichkeiten der Reproduzierbarkeit eines solchen Lebens analysiert, wie auch Frischs Vermeidung von „endgültiger Fixierung“ (ebd., 4) sowie der Zufallscharakter dessen, was geschehen ist. Frischs „Suche nach der

⁵ Das Zitat ist aus Frischs Vorschlag für den Klappentext, eine unveröffentlichte Notiz aus dem Max Frisch-Archiv. Zitiert in: Bollinger, Luis/Walter Obschlager/Julian Schütt (Hrsg.) (2001): *jetzt: max frisch*.

literarischen Form, die Geschehenes als Offenes erhält“ (ebd., 5) wird durch Merkmale und Ausdrucksmöglichkeiten der Autobiographie bearbeitet.

Der literaturhistorische Kontext der Romane aus den 50er Jahren ist wichtig, um außer dem persönlichen Hintergrund des Autors, auch die zeitgenössische Problematik in Betracht zu nehmen. Die 50er Jahre sind durch die Krise des Romans gekennzeichnet, indem der Roman als ein „eng gewordener Spielraum für die Bewältigung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch die erzählerischen Mittel“ (Hartmann 1977: 288) gedeutet wird. Gründe, die dafür angegeben werden, sind die „Komplexität und Undurchschaubarkeit der Wirklichkeit, Kollektivierungstendenzen (...), eine damit verbundene Auflösung der Person“, wie auch „die Verdinglichung der menschlichen Beziehungen, universale Entfremdung und Selbstentfremdung“ (ebd., 288). In den meisten Romanen geht es nicht mehr um „fiktive individuelle Geschichten und den Zerfall der Persönlichkeit, sondern um den Verstoß in Bereiche des Unbewußten“ (ebd., 288). In den meisten Romanen der 50er Jahre werden daher Themen wie Vergangenheitsbewältigung und –aufarbeitung, Freiheit und Unfreiheit, Recht und Unrecht, Moral und Unmoral, prinzipielle Probleme von Schuld und Verantwortung bearbeitet, schließlich werden auch Figuren beschrieben, die isoliert voneinander existieren und ihre Entscheidungen eigenverantwortlich und frei treffen müssen. (ebd., 293-294) In Romanen wie z.B. „Tauben im Gras“ und „Der Tod in Rom“ von Wolfgang Koeppen, „Wo warst du, Adam?“, „Und sagte kein einziges Wort“ und „Billard um halb zehn“ von Heinrich Böll, „Es waren Habichte in der Luft“ von Siegfried Lenz, „Sansibar oder der letzte Grund“ von Alfred Andersch oder „Die Blechtrommel“ von Günter Grass geht es, genauso wie es in „Stiller“ der Fall ist, um Außenseiter-Figuren, die sich nicht in die Gesellschaft integrieren können und deshalb an ihrem eigenen Leben scheitern.

Um überhaupt über autobiographische Elemente dieses Romans schreiben zu können, muss man den biographischen Hintergrund des Autors erwähnen bzw. die Entstehungszeit dieses Romans beschreiben, obwohl Frisch sich „eine 'autobiographisch-intim-narzisstische Schreibweise““ (ebd., 3) immer wieder verboten hat. Auf der anderen Seite hat Frisch seine eigenen Probleme doch als Basis für die Erfindung seiner Figuren

benutzt: „Auch wenn sich Frisch selten detailliert über die Zusammenhänge zwischen seiner Biographie und seinen literarischen Arbeiten geäußert hat, kann man doch davon ausgehen, daß Erfahrungen, die auf diesem Versuch mit einer bürgerlichen Existenz basieren (...) verarbeitet wurden; für *Stiller* (...) steht dies außer Frage: »Im 'Stiller' ist sehr viel davon vorhanden«, hat Frisch (...) gesagt.“ (Petersen 2002: 3) Eine Spannung zwischen bürgerlichem und künstlerischem Leben und die Identitätskrisen des Autors werden oft als Grundlage seiner Werke interpretiert: „Während der Niederschrift des *Stiller* löste er sich innerlich aus den bestehenden Bindungen von Ehe und Beruf. 1954, als der Roman erschien und schnell den Ruhm des Autors begründete, trennte sich Frisch räumlich von seiner Familie.“ (Kusenbergs 1983: 55) Ausbruch aus der Ehe und das Aufgeben seines Berufes als Architekt bzw. die endgültige Trennung vom Bürgertum hat Frisch dazu gebracht über ein „würdiges“ Thema zu schreiben: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon über das Thema geplaudert habe; es ist das Thema, das mich seit langer Zeit immer wieder beschäftigt, aber es hat sich verändert, es sind Stufen hinzugekommen, und ich halte es für ein Thema, das des größten Einsatzes würdig wäre.“ (ebd., 66)

Frischs Figur im Roman, *Stiller*, kann genauso wie der Autor Max Frisch der Gesellschaft nicht gleichzeitig als guter Ehemann und erfolgreicher Künstler dienen, weshalb er verschwindet und danach wegen neuer Identität verhaftet wird. Der „ehemalige“ Bildhauer Anatol Stiller nimmt sich die Identität des Mr. White an bzw. passt diese an sein neues Selbst an auf Grund seiner Fehler in der Vergangenheit:

Stiller, Stiller, unzufrieden mit seiner Existenz, verlässt seine Ehefrau, die Tänzerin Julika Tschudy-Stiller, kehrt sich von seinem Bekanntenkreis ab, gibt seinen Beruf als Bildhauer auf und flieht aus seiner Heimat, der Schweiz. Als er nach sechs Jahren als Mr. White in die Schweiz zurückkehrt, ohne dass die Gründe für diese Rückkehr deutlich werden, wird er an der Grenze verhaftet und sieht sich falschen Verdächtigungen ausgesetzt. Sein Pass, auf den Namen White ausgestellt, wird als Fälschung erklärt. Seine Weigerung, Stiller zu sein, muss er schließlich aufgeben; er wird dazu verurteilt, seine Identität als Stiller anzunehmen und weiterzuführen. (Matzkowski 2007: 17)

3. Rollenhaftigkeit des Daseins

3.1. Das erfundene Leben bzw. das Erlebnismuster und die Wiederholung

Ein großer Teil dessen, was wir erleben, spielt sich in unserer Fiktion ab, das heißt, daß das wenige, was faktisch wird, nennen wir's die Biographie, die immer etwas Zufälliges bleibt, zwar nicht irrelevant ist, aber höchst fragmentarisch, verständlich nur als Ausläufer einer fiktiven Existenz.⁶

Max Frisch versucht in seinem ganzen Werk auf inhaltlicher und struktureller Ebene „das Verhalten einzelner Menschen in ihrer Alltagswelt sichtbar zu machen und ihre

⁶ Vgl. Max Frisch (1976): „Unsere Gier nach Geschichten“ (1964). In: Frisch, Max (1976): *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge I-VI*. Hrsg. von Hans Mayer und Walter Schmitz. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 332, hier: S. 7: „Ein großer Teil dessen, was wir erleben, spielt sich in unserer Fiktion ab, das heißt, daß das wenige, was faktisch wird, nennen wir's die Biographie, die immer etwas Zufälliges bleibt, zwar nicht irrelevant ist, aber höchst fragmentarisch, verständlich nur als Ausläufer einer fiktiven Existenz. Für diese Ausläufer, gewiß, sind wir juristisch haftbar; aber niemand wird glauben, ein juristisches Urteil erfasse die Person. Also was ist die Person? Geben sie jemand die Chance zu fabulieren, zu erzählen, was er sich vorstellen kann, seine Erfindungen erscheinen vorerst beliebig, ihre Mannigfaltigkeit unabsehbar; je länger wir im Zuhören, um so erkennbarer wird das Erlebnismuster, das er umschreibt, und zwar unbewußt, denn er selbst kennt es nicht, bevor er fabuliert -“

Bewußtseinsgehalte an ihren Entscheiden zu erschließen“ (Hanhart 1976: 1). Frischs Figuren sind keine Menschen, die mit dem Alltag und ihrer Umgebung in Einklang und Einverstand leben: „Das Problem der Person von Frisch ist das fast immer unvermeidliche Auseinanderklaffen in ein 'Außen', wie man vom Gegenüber gesehen wird, und ein 'Innen', wie man sich selber sieht.“ (ebd., 18) Dieses Außen bzw. dieses Gegenüber wird zum Feind, das die einzelne Person dazu „verurteilt zu bleiben, wie unsere Gefährten uns sehen und spiegeln“ (S, 64). Frischs Figuren sind deswegen meistens Intellektuelle, Sensible und ihrer Bürgerlichkeit entfremdete Bürger (Petersen 2002: 9), die wie Frisch in einem „Wechselspiel von Alltag und Fernweh, Einsicht und Sehnsucht, Ehe und Ausbruchlust, Bürgertum und Kunst“ (Kusenbergs 1983: 40) leben.

Die Vorstellung, die die Umgebung vom Einzelnen glaubt zu haben, wird zu einer erwarteten und lebenslangen Rolle, aus der Frischs Figuren fliehen. Sie werden sich der möglichen Existenzentfernt von der Gesellschaft bewusst, versuchen zu einem Sein zu gelangen, das befreit von Anpassung und Abhängigkeit existieren soll und konzentrieren sich nur auf das Finden von sich selbst: „(...) empfinden sich als Gefangene dieses Raumes der Ordnung und sehen eine volle Realisierbarkeit ihres Lebens nur außerhalb. Die Geste des Aufbruchs ist bei ihnen zentral. (...) die Thematik zusammenfassen als die Unvereinbarkeit von Ordnung und Freiheit.“ (Hanhart 1976: 13)

Für Frisch war „das gelebte Leben nur eine unter vielen möglichen Varianten, vielen möglichen Identitäten“⁷Die „Uneigentlichkeit menschlichen Daseins“ (Petersen 2002: 96) ist zu seiner These geworden, die durch Beobachtungen, Kommentare und Gedanken seiner literarischen Figuren immer wieder getestet und analysiert wird.

„Ich“ war für ihn keine feste Größe, sondern das Unbekannte, das sein Leben, sein Lebenswerk einzukreisen, in seinen Grenzen und Möglichkeiten auszuloten versuchte. In diesem Ich hat das Werk des Erzählers Frisch seinen Kern, seinen Zusammenhalt, seine Beständigkeit, aus ihm entfaltet er seine Welt: ein nie endendes Selbstgespräch, ein Rollenspiel mit der eigenen Person und mit

⁷ In: Der Spiegel (15/1991): „Nachruf. Max Frisch“, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13488841.html>

erdachten Identitäten, ein Tagebuch der Lebenshypothesen, von denen manche zur Eigenständigkeit von Romanen heranwachsen. (ebd., 3)

Der Autor Max Frisch ist aus der „bürgerlichen Enge“ geflohen, weil er geglaubt hat „ein wirkliches Leben, ein Leben voll Erlebnis, ein Leben wie es unsere Sehnsucht kennt, ein neues und anderes, ein lebenswertes Leben“ (Kusenberg 1983: 28) leben zu können bzw. er wollte das Nichtgelebte seines Ichs, die andere Variante erleben. Seine „unerfüllbare Sehnsucht nach dem wirklichen Leben“ (ebd., 38) und sein „Verlangen nach Veränderung“ sind deshalb zum „wichtigen Motiv“ in seinem Werk (Petersen 2002: 6) geworden. Seine literarischen Figuren versuchen dieses wirkliche Leben zu finden:

(...) es hängt alles davon ab, was wir unter Leben verstehen! Ein wirkliches Leben, ein Leben, das sich in etwas Lebendigem ablagert, nicht bloß in einem vergilbtem Album, weiß Gott, es braucht ja nicht ein großartiges zu sein, nicht historisch, nicht uvergeßlich, Sie verstehen mich, Herr Doktor, ein wirkliches Leben, (...). Daß ein Leben ein wirkliches Leben gewesen ist, es ist schwer zu sagen, worauf es ankommt. Ich nenne es Wirklichkeit, doch was heißt das! Sie können auch sagen: daß einer mit sich selbst identisch wird. Andernfalls ist er nie gewesen! (S, 66)

Um mit sich selbst identisch zu werden bzw. zur eigenen Wirklichkeit zu gelangen, muss die Person ein Leben außer der gegebenen Variante bzw. der ihm aufgezwungenen Rolle suchen. Aus solchen Lebenseinstellungen sind auch Frischs Werke und seine „Theorien“ entstanden. Im Rahmen dieser Arbeit ist Frischs Begriff „Erlebnismuster“ von großer Bedeutung: „(...) Nicht von ungefähr kommt Frisch auf den Begriff „Erlebnismuster“ als Zusammenfassung der komplexen Bezüge, von denen jede menschliche Existenz gekennzeichnet ist.“ (Hanhart 1976: 103) Es handelt sich dabei um den Zentralbegriff von Frischs „Theorie“, der hier die Grundlage jeder weiteren Analyse seiner Figuren und erzähltheoretischen Eigenschaften seines Werkes bildet. Das Erlebnismuster bezieht sich auf eine oder mehrere Varianten, die nach Max Frisch erfunden

werden, mit Namen und Daten belegt und schließlich von jeder einzelnen Person, als ihr eigenes Leben „erlebt“ und übermittelt:

Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er, oft unter gewaltigem Opfer, für sein Leben hält, oder eine Reihe von Geschichten, die mit Namen und Daten zu belegen sind, so daß an ihrer Wirklichkeit, scheint es, nicht zu zweifeln ist. Trotzdem ist jede Geschichte, meine ich, eine Erfindung und daher auswechselbar. Man könnte mit einer fixen Summe gleicher Vorkommnisse, bloß indem man ihnen eine andere Erfindung seines Ichs zugrunde legt, sieben verschiedene Lebensgeschichten nicht nur erzählen, sondern leben. Das ist unheimlich. (Frisch 1976: 263)

Stiller bzw. White wird sich der menschlichen Sucht nach „Lebensbeweisen“ schnell bewusst: „Auch unser fast schülerhaftes Bedürfnis, sich immerfort die Namen aufzusagen, (...). Jeder Name bedeutet: Das ist wirklich, (...) das gibt es (...).“ (Tg I, 48) Die „Wahrheit“ wird immer wieder von ihm gefordert, aber die Wahrheit die mit Daten zu belegen ist: „Erzählen soll ich! Und zwar die Wahrheit meines Lebens, nichts als die schlichte und pure Wahrheit! (...) Und unter Tatsachen, glaube ich, versteht mein Verteidiger insbesondere Ortsnamen, Daten, die man nachprüfen kann (...).“ (S, 18) Stillers Verteidiger steht in diesem Roman für die Gesellschaft, das Gegenüber, das Beweise braucht: „Es macht ihn nervös, wenn es nicht mit rechten Dingen zugeht (...).“ (S. 38) Alles, was nicht mit Gegenständen zu belegen ist, alles, was nicht zur Welt gehört, sondern zum Inneren, wird nicht als ein Leben akzeptiert und dokumentiert: „(...) sowie ich zu wahren Geschichte komme, sowie ich mitzuteilen versuche, was nicht mehr mit Fotos zu belegen ist, (...) putzt mein Verteidiger sich die Fingernägel, wartet nur darauf mich zu unterbrechen (...).“ (S, 61) Für Stiller/White liegt die Wahrheit in der subjektiven Aufnahme der Realität, während für den Verteidiger die Wahrheit nur aus Tatsachen bestehen kann. (Pickar 1978: 99) Das Problem dieser Gesellschaft beschreibt auch Frisch: „Wir halten uns darin stets an die Ereignisse, mitunter noch an die kleinsten. Weil wir das Andere nicht erfassen können. Das Eigentliche aber, das Mühsame ist das Ereignislose.“ (Kusenbergs 1983: 32) Zu einem Individuum gehört laut Stiller auch das, was mit Worten nicht zu

beschreiben ist, denn „vielleicht ist das Leben, das wirkliche, einfach stumm“ (S, 66) und Stiller hat „keine Sprache für die Wirklichkeit“ (S, 84).

Was wichtig ist: das Unsagbare, das Weißzwischen den Worten, und immer reden diese Worte von den Nebensachen, die wir eigentlich nicht meinen. (...) Man gibt Aussagen, die nie unser eigentliches Erlebnis enthalten, das unsagbar bleibt; (...) das Eigentliche, das Unsagbare, erscheint bestenfalls als Spannung zwischen diesen Aussagen.

Unser Streben geht vermutlich dahin, alles auszusprechen, was sagbar ist; (...). (...) Es dürfte uns insofern nicht erschrecken, daß alles, was einmal zum Wort wird, einer gewissen Leere anheimfällt. Man sagt, was nicht das Leben ist. Man sagt es um des Lebens willen. (Tg I, 36-37)

Die Umgebung (im Roman ist es der Verteidiger und Stillers Bekannte) versucht das „Leben in eine Aktenmappe zu stecken“ (S, 77), obwohl der Einzelne seine „lebenslängliche Bereitschaft für das Lebendige“ (S, 199) immer wieder zeigt, um nicht „eine Geschichte wie tausend in dieser Art“ (S, 201) zu werden. Die Frage, die Frisch durch seine Figuren stellt, ist die Darstellbarkeit dieser Wahrheit, die mit Worten nicht (leicht) zu fassen ist: „Jedes Erlebnis bleibt im Grunde unsäglich, solange wir hoffen, es ausdrücken zu können mit dem wirklichen Beispiel, das uns betroffen hat. Ausdrücken kann ich nur das Beispiel, das mir so ferne ist wie dem Zuhörer: nämlich das erfundene. Vermitteln kann wesentlich nur das Erdichtete, das Verwandelte, das Umgestaltete, das Gestaltete.“ (Kusenbergs 1983: 95) Ähnlich wird die sprachskeptische Einsicht von Stiller formuliert: „Ich kann mich nicht mitteilen, scheint es. Jedes Wort ist falsch und wahr, das ist das Wesen des Wortes, und wer immer nur alles glauben will oder nichts – (...).“ (S, 175)

Obwohl bisher die Rede v.a. über die Theorie des Autors war, gehört „zu den Voraussetzungen seiner Arbeit (...) die Selbsterfahrung, nicht die Theorie, also auch eher die Selbstreflexion“ (Petersen 2002: 10). Frisch versucht, wie seine Figuren (oder eher durch seine Figuren) das Leben außer der Erfindung, Wiederholung und Rolle zu finden.

Hanhart formuliert Frischs „Selbsterfahrungsversuche“ bzw. seine Behauptung, dass jedes Leben ein Erfundenes ist und nur eine unter mehreren möglichen Varianten, mit Worten, dass zu jedem Individuum das Gelebte und das Nichtgelebte gehört bzw. dass „was wir in Wahrheit als Erfahrungen haben, Erlebnismuster sind“, da wir „nicht nur indem wir schreiben, auch indem wir leben“ Geschichten erfinden, „die unser Erlebnismuster ausdrücken, die unsere Erfahrung lesbar machen“ (Hanhart 1976: 9).

Aufgrund solcher Behauptungen hat sich Max Frisch mit der Frage, ob sich ein Mensch überhaupt beschreiben lässt, da er sich selbst erfindet, jahrelang befasst und seine literarischen Figuren haben ihm (in dieser Arbeit wird Stiller/White als Beispiel genutzt) dabei als Muster gedient: „Man fragt sich schlechthin, was der Mensch auf dieser Erde eigentlich macht (...)“. (S, 27)

Die Person sei eine Summe von Möglichkeiten, resümierte er damals seine Überlegungen, *eine nicht unbeschränkte Summe, aber eine Summe, die über die Biographie hinausgeht*. Das tatsächlich gelebte Leben, so ist das wohl zu verstehen, macht immer nur ein Teil des Menschen aus: Das, was sonst aus ihm hätte werden können, gehört auch zu ihm. Mehr noch: das, was jemand für seine Vita hält, ist lediglich eine nachträgliche Interpretation, aus Bruchstücken der Erinnerung zusammengesetzt. (...) Wie lässt sich ein Leben darstellen?

(Kusenbergs 1983: 10-11)

Frisch wird sich, wie seine Figuren, der Auswechselbarkeit des Lebens bewusst. Seine Angst vor Wiederholung des Geschriebenen, aber auch des Gelebten, wird aus den bisherigen Analysen des Romans immer deutlicher. Jedes Leben wird laut Frisch zu einem klassischen Beispiel und jedes persönliche Erleben zu einer Wiederholung, die selten als Wiederholung erlebt wird, daher fragt er sich, „ob es möglich wäre, daß unser Leben hätte anders verlaufen können“ (Tg I, 154). Stiller fasst die Angst vor Wiederholung und die Suche nach dem Leben außer ihr mit folgenden Worten:

Meine Angst: die Wiederholung - !

Wiederholung! Dabei weiß ich: alles hängt davon ab, ob es gelingt, sein Leben nicht außerhalb der Wiederholung zu erwarten, sondern die Wiederholung, die ausweglose, aus freiem Willen (trotz Zwang) zu seinem Leben zu machen, indem man anerkennt: Das bin ich! ... Doch immer wieder (auch darin die Wiederholung) genügt ein Wort, eine Miene, (...) die mich erinnert, und alles in mir ist Flucht, Flucht ohne Hoffnung, irgendwohin zu kommen, lediglich aus Angst vor Wiederholung – (S, 68-69)

Diese Wiederholung bezieht sich auf die schon mehrmals erwähnte Variante, die wir immer wieder als das Leben, unsere Geschichte bzw. unsere Biographie beschreiben. Die Variante, die der Umgebung angepasst ist, wird ständig wiederholt, da die Person außer ihr nur das Fremde, das Unbekannte und Riskante zu finden glaubt. Schon in seinem ersten Tagebuch befasst sich Frisch mit der allgemeinen Angst vor dem Leben außer Abhängigkeit, die er auf eine Frage reduziert, die vergessen wird, indem wir immer wieder dieselbe Antwort geben – eine allgemeine Antwort.

Das allgemeine Verlangen nach einer Antwort, einer allgemeinen (...), vielleicht ist es doch nicht so ehrlich (...). Jede menschliche Antwort, sobald sie über die persönliche Antwort hinausgeht und sich eine allgemeine Gültigkeit anmaßt, wird anfechtbar sein, das wissen wir, und die Befriedigung, die wir im Widerlegen fremder Antworten finden, besteht dann darin, daß wir darüber wenigstens die Frage vergessen, die uns belästigt – das würde heißen: wir wollen gar keine Antwort, sondern wir wollen die Frage vergessen.

Um nicht verantwortlich zu werden. (Tg I, 125-126)

Eine solche kritische Darstellung der Umgebung wird auch im Roman vollzogen, indem die Schweizer als Beispiel dienen: „Überhaupt fürchten sie sich vor jeder offenen Frage; sie denken immer gerade so weit, wie sie die Antwort schon in der Tasche haben, eine praktische Antwort, eine Antwort, die ihnen nützlich ist. Und insofern denken sie überhaupt nicht; sie rechtfertigen nur.“ (S, 197) Was Frisch in einer solchen bigotten Gesellschaft dagegen versucht, ist, genauso wie es der Fall in seinen Dramen ist, „eine Frage dermaßen

zu stellen, daß die Zuschauer von dieser Stunde an ohne eine eigene Antwort nicht mehr leben können – ohne ihre Antwort, ihre eigene, die sie nur mit dem Leben selber geben können“ (Kusenberg 1983: 62).

Die Variante, die „oft unter gewaltigem Opfer“, als die eigentlich Mögliche und oft Besondere empfunden wird, ist nur die Zufällige und eine unter vielen. Frisch hat sich mit der Frage der Zufälligkeit der Erlebnisse in seinem zweiten Tagebuch befasst und hat die Struktur und Form seiner Werke der Übermittlung von Zufälligkeit der Ereignisse angepasst (mehr dazu im zweiten Teil dieser Arbeit):

Was dieses große Erbe anrichtet nicht nur im literarischen Urteil, sondern sogar im Lebensgefühl: im Grunde erwartet man immer, es komme einmal die klassische Situation, wo meine Entscheidung Schlichterding in Schicksal mündet, und sie kommt nicht. (...) Tatsächlich sehen wir, wo immer Leben sich abspielt, etwas viel Aufregenderes (...). (...) und was geschieht, bedeutet nicht, daß mit den gleichen Figuren nicht auch ein anderer Spielverlauf hätte stattfinden können, (...). (Tg II, 87-88)

Die „klassische Situation“, die nach Frisch immer erwartet wird, ist gerade die gewöhnliche Variante – ein Erlebnismuster, dem wir uns ganz übergeben, es als das „einzigmögliche darstellen“, um selbst daran zu glauben. Dieses Erlebnismuster, das jede Person als Teil der Gesellschaft glaubt immer wieder erleben zu müssen ist, nach Frisch, eine bloße Erfindung. Die Erfindung ist meistens auch nicht originell – „auch schon bemerkt, auch schon gesagt“ (Tg I, 173) – da sie auf gesellschaftlichen Normen basiert, was wohl bedeuten würde, dass alles was wir „erleben“ schon erlebt wurde – eine Wiederholung ist: „Das allermeiste in unserem persönlichen Weltbild haben wir nie mit eigenen Augen erfahren, genauer: wohl mit eigenen Augen, doch nicht an Ort und Stelle; wir sind Fernseher, Fernhörer, Fernwisser.“ (S, 186)

Frischs Außenseiter werden sich der Variabilität und Lügenhaftigkeit ihrer eigenen Geschichte bewusst und „erfahren ihre Außenwelt als feste Ordnung, gegen die sie mit unterschiedlichen Mitteln anzukämpfen versuchen“ (Hanhart 1976: 12). Friedrich

Dürrenmatt erklärt im Umschlagtext zu „Stiller“, dass das Ich eine Behauptung der Welt wird, der man eine Gegenbehauptung, ein Nicht-Ich entgegenstellt bzw. an Stelle des Ichs tritt ein fingiertes Ich, dass zum Objekt wird. Anders gesagt, behauptet er: die Figuren werden sich selbst und ihrer Existenz bewusst, weshalb sie sich zum Objekt bzw. ihr neu erfundenes Ich (das „Nicht-Ich“) zum Zentralpunkt ihres Beobachtens machen: „Viele der Figuren Frischs sind von solcher Haltung geprägt, sie erkennen sich als Sich-Erfindende und an ihnen wird dargestellt, wie sie sich erfinden. Sie entdecken sich als Produkt ihrer Vorstellungen und Erwartungen oder derjenigen Dritter, leiden darunter, daß ein wesentlicher Teil ihres Selbst unverwirklicht bleibt, (...) und bemühen sich vergeblich um den Vollzug ihrer Identität.“ (ebd., 11)

3.2. Rollenproblematik am Beispiel von Frischs Figuren

3.2.1. Die Rolle – zum Begriff

Im ersten Teil ging es um den Versuch das Leben aus Frischs Sicht als „erfundenes“ zu erklären. Dazu musste man auch, sein Begriff „Erlebnismuster“ (am Beispiel von Stiller/White und Frisch selbst) definieren, um zu einem äußerst wichtigen Teil der menschlichen Existenz zu gelangen. Es handelt sich dabei eigentlich um einen grundlegenden Bestandteil eines „erfundenes“ Lebens – um die Rolle bzw. um das Spielen/Leben einer Rolle.

Nach Definition bezieht sich der Begriff „Rolle“ auf „die Aufgabe, die j-d/etw. bei einer Tätigkeit od. im Leben hat“⁸. Die Rolle ist daher mit menschlicher Existenz fast gleichgestellt, da wir ohne Aufgaben als Teil der Gesellschaft nicht existieren können: „Wir alle spielen Rollen, in die wir uns flüchten, die wir uns aus Bequemlichkeit oder innerer (psychologischer) Notwendigkeit zuweisen oder die uns aufgezwungen wurden usw.“ (Petersen 2002: 96) Die Rolle bezieht sich daher auf „das Verhältnis, in dem der einzelne zu sich selbst und zu anderen Menschen steht“ (ebd., 95). Frisch selbst hat sich zum Begriff „Rolle“ geäußert und behauptet, dass jedes Ich, das sich ausspricht, eine Rolle ist, und zwar immer, auch im Leben und in jedem Augenblick (ebd., 96).

Die Rollenproblematik bezieht sich auf den Versuch außerhalb eines rollenhaftigen Daseins zu existieren, obwohl eine solche Art und Weise von Existenz „nicht“ möglich ist:

Aber andererseits können wir überhaupt nur existieren, indem wir irgendwelche Rolle übernehmen, wir brauchen die Rolle, um sein zu können: Es gibt kein rollenfreies Dasein, weil das Ich nicht in uneingeschränkter Reinheit und Substantialität vorkommt. Wollen wir also wir selbst sein, so müssen wir zugleich auch eine Rolle übernehmen. Auf diesem Zusammenhang zwischen Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit beruht die Tatsache, daß die Rollenhaftigkeit des Daseins überhaupt zu einem Problem geworden ist (...). (ebd., 96)

Die Unmöglichkeit ohne Rolle und Gesellschaft zu existieren, aber der Versuch zu diesem unmöglichen Ziel der „uneingeschränkten Reinheit und Substantialität“ des Ichs zu gelangen, wird im Roman am Beispiel von Anatol Stiller gezeigt. Die „aufgezwungenen“ Rollen, die dieses Individuum hat, werden negiert und vergessen, indem neue Rollen erfunden werden, die schnell beweisen, dass ein rollenfreies Dasein nicht existieren kann.

Stiller/White wird an der schweizerischen Grenze verhaftet unter dem Verdacht, ein anderer Mann zu sein. Er versucht im Gefängnis seinem Verteidiger, seinem Staatsanwalt und auch der Frau und den Freunden des Verschollenen zu beweisen, dass es sich um ein

⁸ In: Langenscheidt Großwörterbuch, hrsg. von Dieter Götz, Günther Hänsch und Hans Wellmann. Berlin, München, Wien, Zürich, New York: Langenscheidt-Redaktion, S. 849

Missverständnis handelt. Geschichten und Märchen werden erfunden, um die neue Identität zu beweisen und die alten Rollen zu vergessen. Schnell wird aber klar, dass derselbe Mann von seiner Vergangenheit bzw. seiner Rolle als Julikas Ehemann, als gescheiterter Künstler und Mann nicht fliehen kann.

3.2.2. Kierkegaards Philosophie und das *Tagebuch I* als thematisches Fundament für „Stiller“

Nach dem Literaturwissenschaftler Jürgen Heimlich ist das Problem der Identität am besten mit dem Verständnis der Rollen erklärbar, weil jeder Mensch eine Rolle verkörpert⁹. Indem er gleich am Anfang seiner Rezension, wie Frisch im Roman, Kierkegaard zitiert – „Sieh, darum ist es so schwer, sich selbst zu wählen, weil in dieser Wahl die absolute Isolation mit der tiefsten Kontinuität identisch ist“ (S, 8)¹⁰ – weist er auf die für Frischs Werk und Einstellungen bedeutende Beziehung zu Kierkegaard. Ähnlich behauptet J. Petersen,

(...)der Roman gleichwohl auf den gleichen geistigen Bedingungen basiert (...) und zwar auf Kierkegaards Philosophie. Was (...) Stiller verbindet, ist tatsächlich die von Kierkegaard vor allem in »Entweder/Oder« entfaltete Frage nach dem Absoluten im Menschen, das nur im Akt der Selbstwahl hervorleuchtet, der der Akt der Freiheit ist: nur indem er sich selbst wählt, löst er sich davon, bestimmt zu werden. (Petersen 2002: 104)

⁹ Jürgen Heimlich (2003): „Max Frisch: Stiller“. In: Sandammeer-Die virtuelle Literaturzeitschrift, <http://www.sandammeer.at/rezensionen/frisch-stiller.htm>

¹⁰ Vgl. Sören Kierkegaard (1975): „Entweder – Oder. Ein Lebensfragment“. Hrsg. von Victor Eremita. München: dtv, S. 510, hier: S. 8: „Sieh, darum ist es so schwer, sich selbst zu wählen, weil in dieser Wahl die absolute Isolation mit der tiefsten Kontinuität identisch ist, weil durch sie jede Möglichkeit, etwas anderes zu werden, vielmehr sich in etwas anderes umzudichten, unbedingt ausgeschlossen wird.“

Zwei „Thesen“ sind wichtig, wenn man Frisch in Beziehung zu Kierkegaard bringt: erstens ist es die Einstellung über die absolute Freiheit eines Individuums, zu der es nur mit Selbstwahl gelangen kann und gleichzeitig die Unmöglichkeit dieser Selbstwahl, weil sie früher oder später mit Isolation endet: „(...) die Selbstwahl eines Menschen sei so schwer, weil sie in zwar recht eigentlich erst zur vollen Individualität führe, damit aber von allen anderen Individuen isoliere.“ (Mayer 1978: 62) Die Figur des Staatsanwalts äußert sich auch zum Thema dieser unwahrscheinlichen Freiheit: „Ohne die Gewißheit von einer absoluten Instanz außerhalb menschlicher Deutung, ohne die Gewißheit, daß es eine absolute Realität gibt, kann ich mir freilich nicht denken (...), daß wir je dahin gelangen können, frei zu sein.“ (S, 323)

Indem er Kierkegaard zitiert, nimmt Frisch gleich Stellung zum Prozess der Selbstwahl, den er dann auf vierhundert Seiten beschreibt – dieser Prozess ist nämlich „schwer“ und hat als Folge die „absolute Isolation“, die ein Anderswerden unmöglich macht. Obwohl im ersten Zitat das Scheitern des Prozesses vorausgesehen wird, deutet das zweite Zitat auf die Thematik der nächsten vierhundert Seiten – auf die Wahl und den Kampf für das Selbst: „- : indem die Leidenschaft der Freiheit in ihm erwacht (und sie erwacht in der Wahl, wie sie sich in der Wahl selber voraussetzt), wählt er sich selbst und kämpft um diesen Besitz als um seine Seligkeit, und das ist seine Seligkeit.“ (S, 8)¹¹

(...) Leben bei Kierkegaard. Diese Beziehungen werden am Eingang durch zwei einführende Zitate aus *Entweder/Oder, Zweiter Teil* angedeutet. Es handelt sich in den Zitaten um Aussagen über ein Mittel gegen das „ästhetische“ Leben – das Leben ohne Offenbarung, das leer und sinnlos ist, weil es auf der Grundlage von relativen und nicht von absoluten Differenzen geführt wird. Das Heilmittel

¹¹ Vgl. Sören Kierkegaard (1975): „Entweder – Oder. Ein Lebensfragment“. Hrsg. von Victor Eremita. München: dtv, S. 509, hier: S. 8: „Es gehört also wohl Mut dazu, sich selber zu wählen; denn zur selben Zeit, da er sich – wie es scheint – am meisten isoliert, vertieft er sich mehr denn je in die Wurzel, durch welche er mit dem Ganzen zusammenhängt. Das ängstigt ihn, und doch muß es so sein; denn wenn die Leidenschaft der Freiheit in ihm erwacht ist – und dieselbe ist in der Wahl erwacht, wie sie sich gleicherweise in der Wahl selber voraussetzt - , dann wählt er sich selber und kämpft um diesen Besitz wie um seine Seligkeit, und es ist auch seine Seligkeit. Nichts von dem allen kann er aufgeben, nicht das Schmerzlichste, nicht das Schwerste, und doch ist der Ausdruck für diesen Kampf, für dieses Gewinnen – die Reue.“

gegen das Ästhetische liegt im Akt des Wählens, durch den das Individuum das Ästhetische entthront und sich selbst hervorbringt. (Cunliffe 1978: 106)

Stiller lässt schon im ersten Satz des Romans – „Ich bin nicht Stiller!“ (S, 9) –, „die ganze Kraft der Identitätsproblematik proklamieren“¹². Indem er sich selbst negiert und sein Dasein „zugleich wahr und falsch“ (Kusenbergs 1983: 68) ausruft, weist er den Leser auf das Problem der Suche nach dem wahren Selbst hin. Schon auf der ersten Seite dieses Romans wird derselbe Leser Teil eines Kampfes gegen die „guten Einflüsse“ der Umgebung. Der Kämpfer Stiller/White wählt sich selbst, indem er sich weigert, eine „Rolle zu spielen“, die der Umgebung passt, aber nichts mit ihm zu tun hat. Dieselbe Umgebung versucht ihn „in eine fremde Haut zu stecken“, während er „nur aus sich selbst leben“¹³ kann:

(...) ich hab's ja erfahren, bin ich nicht ich selbst, sondern neige dazu, allen möglichen guten Einflüssen zu erliegen und eine Rolle zu spielen, die ihnen so passen möchte, aber nichts mit mir zu tun hat, und da es jetzt in meiner unsinnigen Lage (...) einzig und allein darum geht, mich nicht beschwatzen zu lassen und auf der Hut zu sein gegenüber allen ihren freundlichen Versuchen, mich in eine fremde Haut zu stecken, unbestechlich zu sein bis zur Grobheit, ich sage: da es jetzt einzig und allein darum geht, niemand anders zu sein als der Mensch, der ich in Wirklichkeit leider bin (...). (S, 9)

Eine Basis für Frischs Roman(e) war außer Kierkegaards „Entweder/Oder“ sein erstes Tagebuch – „Tagebuch 1946-1949“. Die Gedanken, Kommentare, Beobachtungen und meistens die Erzählungen im *Tagebuch I* waren eine Vorbereitung für seine Romane. So wird auf Seite 30 die Geschichte des andorranischen Juden erzählt, die sich auf Frischs Thema der Rollenproblematik bezieht. Es handelt sich dabei um ein imaginäres Land, in dem ein Außenseiter von der Gesellschaft getötet wird: „Es gelang ihm nicht, zu sein wie

¹² Jürgen Heimlich (2003): „Max Frisch: Stiller“. In: Sandammeer-Die virtuelle Literaturzeitschrift, <http://www.sandammeer.at/rezensionen/frisch-stiller.htm>

¹³ Jürgen Heimlich (2003): „Max Frisch: Stiller“. In: Sandammeer-Die virtuelle Literaturzeitschrift, <http://www.sandammeer.at/rezensionen/frisch-stiller.htm>

alle ändern, (...) umsonst hatte er versucht, nicht aufzufallen (...).“ (Tg I, 31) Stiller ist sich seiner Sehnsucht nicht aufzufallen und dabei Teil der Gesellschaft zu sein auch bewusst – man möchte das Selbst meistens verbergen, um den sozialen Tod zu verhindern: „Ach, die Sehnsucht (...) und die lebenslängliche Bemühung, anders zu sein, als man erschaffen ist, diese große Schwierigkeit, sich selbst einmal anzunehmen, ich kannte sie und sah nur eine eigene Not einmal von außen, sah die Absurdität unserer Sehnsucht, anders sein zu wollen, als man ist!“ (S, 193)

Unter dem Titel „Höflichkeit“ fasst Frisch noch einmal zusammen, was von der Gesellschaft gefordert wird, um als soziales Wesen überleben zu können bzw. er beschreibt den Begriff „Wahrhaftigkeit“ im Kontext der Gesellschaft. *Wahrhaftig* heißt in der Gesellschaft *höflich*: „(...) können wir nicht wahrhaftig sein und zugleich in menschlicher Gesellschaft leben, die wiederum allein auf der Wahrhaftigkeit bestehen kann – also auf der Höflichkeit.“ (Tg I, 53) Ein Mensch der *echt* und *innerlich* ist kann nicht *höflich* sein.

Daß ein Mensch, der innerlich ist, nicht höflich sein kann oder darf; das Innerliche und das Höfliche als unvereinbare Gegensätze; das Unbändige als Zeichen eines echten Menschen (...) – und zwar nicht darum, weil er eine andere Art von menschlicher Gesellschaft erstrebt, sondern einfach darum, weil ihn die menschliche Gesellschaft nichts angeht, und zwar auf keinen Fall, so daß er sie auch nicht verändern muß–(...). (Tg I, 54-55)

Die Tagebücher werden eigentlich „als Interpretationshilfe für die Romane und Dramen“ (Kusenberg 1983: 57) benutzt und als „erste Versionen späterer Arbeiten“ (ebd., 57) interpretiert, weshalb sie auch im Rahmen dieser Arbeit als Grundkonzepte und Muster seiner Thesen und Themenerörterungen werden. Die Tagebücher (besonders das *Tagebuch I*) werden in dieser Arbeit immer wieder zitiert, weil sie eine Grundlage sind für die Thesen Frischs, die in dieser Arbeit bearbeitet werden.

3.2.3. Prozess der Selbstannahme

Nach den einführenden Kapiteln über die Rollenproblematik, dem Versuch den Begriff „Rolle“ zu definieren, den Einstellungen Kierkegaards und Frischs Thesen in seinem ersten Tagebuch, die eng mit der Thematik des Romans verbunden sind, weil sie die Basis für den Prozess zum rollenfreien Dasein darstellen, wird nochmals der Begriff „Rolle“ analysiert, jetzt aber durch die Hauptfigur des Romans. Als zentral erweist sich dabei der Begriff „Selbstannahme“, wie auch die Bedeutung der Wahl und schließlich die Unmöglichkeit bzw. das Scheitern eines solchen Prozesses wegen Selbstüberforderung.

Als Mitglied einer Gesellschaft ist jeder Mensch dazu verpflichtet, eine (oder mehrere) Rollen anzunehmen; diese ist (sind) meistens Flucht von sich selbst, ein Ausweg und eine lebenslange Ausrede, die uns erlaubt unter anderen Rollenvertretern zu leben: „Ich bin nicht ihr Stiller. Was wollen sie von mir! Ich bin ein unglücklicher, nichtiger, unwesentlicher Mensch, der kein Leben hinter sich hat (...). (...) denn es gibt keine Flucht, und was sie mir anbieten, ist Flucht, nicht Freiheit, Flucht in eine Rolle. Warum lassen sie nicht ab?“ (S, 49) Wenn die Rolle „irgendwie (...) einfach verbraucht“ (S, 33) bzw. das Leben zur „bloßen Identifikation mit der Rolle“ und sich das Individuum dieser „Rollenhaftigkeit bewußt“ (Hanhart 1976: 10) wird, beginnt der Kampf gegen das Bild, das die Umgebung vom Einzelnen nur dank der Rolle hat:

Oft erschöpft sich sein Selbstverständnis in bloßer Identifikation mit der Rolle und äußert sich in seinem ungebrochenen Verhältnis zu seiner „Geschichte“. Wird ein Individuum seiner Rollenhaftigkeit bewußt, so erkennt es seine Auswechselbarkeit und sieht, daß die Bezugspunkte, auf die es sich bis anhin verließ, keine Geltung mehr haben; von nun an muß er sich selber erfinden, kann sich neu wählen oder seine Rolle weiter spielen, wissend, daß es eine Rolle ist. Für das rollenbewußte Individuum hat „seine Geschichte“ nicht mehr Absolutheitscharakter, sondern ist lediglich die gelebte Version anderer, ebenso möglicher Versionen. In ihnen objektiviert und relativiert sich das geschichtslose sich als Summe aller Möglichkeiten verstehende Ich. (ebd., 10)

Die gegebene Rolle der Gesellschaft wird negiert und abgelehnt, weil sich das Individuum der „Auswechselbarkeit“ dieser Rolle bewusst wird. Dieses Individuum (in diesem Fall Stiller) bildet bei sich selbst die Fähigkeit zu unabhängigem Denken und Handeln aus. Dieser Prozess verläuft wie: „(...) Herstellung der Selbstidentität durch Überwindung unangemessener Anforderungen, die aus der Anpassung an die Umwelt und ihre Ansprüche entstehen können.“ (Petersen 2002: 105)

Im Gegensatz zu diesen Anpassungsstrategien, beginnen Frischs Figuren ihren Prozess der Selbstannahme und suchen den Weg zur eigenen „Wirklichkeit“, obwohl sie oft nicht wissen, was dieses neue Selbst bedeuten soll: „Umsonst versuche ich ihm klarzumachen, daß ich die volle und ganze Wahrheit selber nicht weiß (...).“ (S, 67)

Dies gilt, obwohl der Mensch nicht einfach definieren kann, was sein von ihm gewähltes (und zugleich gesetztes) Ich (inhaltlich) ist. Eben darum geht es in (...) *Stiller*, nämlich daß das Ich sich wähle oder – wie es im Roman meist etwas unschärfer heißt – sich »annehme«. (...) In *Stiller* hat Frisch zwar eine Figur konzipiert, die (...) äußerst »schwierig« ist, weshalb die Wahl des eigenen Ich in einem komplizierten und lang dauerndem Prozess erfolgt; aber auch Stiller wählt sich, ohne eigentlich seine »Wahrheit«, seine »Wirklichkeit«, sein Wesen beschreiben und es gegen seine Rolle, seine Uneigentlichkeit ausspielen zu können. (Petersen 2002: 104-105)

Da im Roman die „Kernfrage, auf welchem Weg der Protagonist zur Wahl seiner selbst gelangt“ (ebd., 108) wichtig ist, führt sie direkt zum nächsten Teil der Analyse eines (Stillers) Selbstannahmeprozesses – zur Wahl. Um überhaupt zur Phase der Selbstannahme zu gelangen, muss man sich erkennen bzw. sich selbst wählen. Die komplizierten und schweren Phasen der Selbstannahme haben als Antrieb immer die Wahl; entweder die Wahl einer Rolle, einer anderen Identität, wie bei Stiller, oder einfach die Wahl von sich selbst. Laut Frisch ist nicht die Rolle, sondern deren Wahl von größter Bedeutung. Diese unbewusste Wahl macht aus Menschen das, was sie in ihrem Leben tatsächlich sind, weil die Wahl von der Persönlichkeit abhängt. Alle wählen die Rolle, die sie später als ihr Leben

definieren. Was bei einer Analyse von Frischs Behauptung, dass jedes Leben ein Erfundenes ist, in Betracht genommen wird, ist die „Tatsache“, dass „alle Rollenhaftigkeit auch wieder mit der Personalität des jeweiligen Ich“ (ebd., 97) zusammenhängt. Obwohl die menschliche Existenz mit einer bloßen Erfindung gleichgesetzt wird, und dementsprechend „der Mensch nie in seiner Eigentlichkeit“ (ebd., 97) ist, muss man immer davon ausgehen, dass andererseits aber doch nur ein Individuum erfinden kann. Selbst Frisch behauptet in seinem Tagebuch: „Die Würde des Menschen, scheint mir, besteht in der Wahl. (...) Erst aus der möglichen Wahl gibt sich die Verantwortung; die Schuld oder die Freiheit (...). (...) Wie soll ich glauben können, wenn man mir keine Wahl lässt?“ (Tg I, 146-147) Stiller äußert sich auch zum Begriff „Wahl“, entweder schreibt er über den Akt der Selbstwahl oder (schließlich doch) über die Wahl der „Gesellschaft“: „Das ist nämlich die Wahl, die uns noch bleibt, glaube ich; entweder machen wir uns am andern kaputt oder es gelingt uns, einander zu lieben.“ (S, 341)

Neben dem Problem der Unsicherheit, was „Wahrheit“ bedeuten und wo der Prozess der Selbstannahme beginnen und enden soll, ist bei Stiller auch der „wahre“ Grund einer Suche nach der außergesellschaftlichen Existenz problematisch, was schließlich die Selbstannahme zum Scheitern führt. Da er als Mann, Ehemann und Künstler versagt, erfindet Stiller sich eine neue Identität, um die Vergangenheit zu vergessen und um seine Fehler gutzumachen oder einfach zu ignorieren. Ein schlechter Ehemann, Feigling und ein durchschnittlicher Künstler wird als White zum Liebhaber, Mörder und Abendteurer.

Sich selbst zu wählen, heißt nicht, einverstanden mit sich, seinem Charakter, seinen Schwächen zu sein, denn dies setzt nicht nur eine genaue Kenntnis des Menschen von sich selbst voraus, sondern auch einen vollständigen Mangel an kritischer Distanz sich selbst gegenüber. Wohl aber bedeutet die Selbstwahl, daß man seine Mängel erkennt und als solche, also als Mängel akzeptiert. Vor allem aber meint Selbstwahl die Befreiung von der Bestimmung durch andere und anders. (Petersen 2002: 105)

Eine Selbstannahme würde in diesem Fall bedeuten, dass sich Stiller seiner Existenz bewusst wird und sie zum Objekt seines Betrachtens macht und sein Leben als Erfindung

seines Ichs, und sein Ich als Erfindung des Sprachlosen in sich auffasst. (Hanhart 1976: 11) In anderen Worten: Stillers Versuch sich selbst zu finden, geht in die falsche Richtung bzw. das Paradoxe dieser Selbstsuche ist die Tatsache, dass er ohne Anpassung und Abhängigkeit leben möchte, indem er nur das reine Selbst akzeptiert, diese neue Identität aber wieder auf Grund der Gesellschaft und der ehemaligen Identität formiert: „(...) eigentlich alles, was sie tun oder nicht tun, begründen Sie mit etwas, was beispielweise Ihre Frau nicht getan oder getan hat.“ (S, 134) Eine solche Reaktion auf die Umgebung ist nicht die Flucht von ihr und die Suche nach der „Reinheit und Substantialität“ (Petersen 2002: 96) des Ichs, sondern wieder eine Anpassung an dieselbe Gesellschaft, nur mit einer neuen Identität.

(...) eine Untersuchung über die Realisierung der eignen Identität. Nur ein Individuum, das zu seiner eigenen Identität findet, ist auch fähig, selbständig zu entscheiden und entschieden zu handeln. Die zum Teil recht komplizierten Ichgeschichten von Max Frisch sollen zeigen, daß der Prozess der Ichfindung keineswegs einfach ist. Die Identitätsfrage ist für Frisch gekoppelt mit der Frage nach dem Verhalten gegenüber der Gesellschaft. Privates und Öffentliches lässt sich nicht teilen in einen öffentlichen und in einen privaten Teil: Das Individuum ist unteilbar auch in diesem Sinne. (Hanhart 1976: 17)

Stiller wird sich später selbst bewusst, was der Identitätswechsel bzw. die Suche nach dem „wahren“ Selbst als Resultat hat, indem er behauptet, dass es allein mit der Selbstannahme noch nicht fertig ist. Außer Stiller, der in diesem Roman ein Individuum verkörpert, das zu seinem Selbst sucht, dem Verteidiger, der die erbarmungslose und den Normen und Beweisen geopfert Gesellschaft vertritt, ist der Staatsanwalt, Stillers Freund und Mann seiner Liebhaberin Sibylle, eine äußerst wichtige Figur, um die komplexen Verhältnisse zwischen Gesellschaft und Individuum durch Frischs Thesen erklären zu können. Er versucht Stillers Lage, bzw. den Prozess und die Unmöglichkeit einer Selbstannahme zu erklären. Wie bei Stiller, beginnt alles mit einer Wahl von sich selbst bzw. mit „Selbsterkenntnis“, die aber solange sich das Individuum der Gesellschaft zu

beweisen versucht, noch lange keine „Selbstannahme“ ist und bedeutet auch keine Rückkehr „ins Leben zurück“:

Viele erkennen sich selbst, nur wenige kommen dazu, sich selbst auch anzunehmen. (...) Aber auch die echte Selbsterkenntnis, die eher stumm bleibt und sich wesentlich nur im Verhalten ausdrückt, genügt noch nicht, sie ist ein erster, zwar unerklärlicher und mühsamer, aber keineswegs hinreichender Schritt. Selbsterkenntnis als lebenslängliche Melancholie (...). (...) Sie sind aus einer falschen Rolle ausgetreten, und das ist schon etwas, aber es führt sie noch nicht ins Leben zurück ... (...) Es braucht die höchste Lebenskraft, um sich selbst anzunehmen ... (...) Solange ich die Umwelt überzeugen will, daß ich niemand anders als ich selbst bin, habe ich notwendigerweise Angst vor Mißdeutung, bleibe ihr Gefangener kraft dieser Angst ... (S, 322-323)

Er bemüht sich immerfort die Umgebung davon zu überzeugen, dass er niemand anders ist, als er selbst, er hat aber „Angst vor Mißdeutung“. Gerade ein solches Benehmen bringt ihn zum Beschluss, „daß es sehr verschieden Grade von Unfreiheit gibt, doch keine Freiheit“ (Tg I, 178). Die Figur befindet sich in einer Lage von doppelter Angst: einerseits die „Angst sich selbst zu täuschen, sich selbst zu verlieren“ (Kusenberg 1983: 54) und andererseits die Angst von der Umgebung missdeutet zu werden. Stiller muss sich eigentlich als „eine konkrete Person in Kontinuität“ verstehen, sonst hat er sich nur in „uneigentlichem Sinne“ (Cunliffe 1978: 107) gewählt: „(...) weil derjenige, der sich gewählt hat und die unechten ästhetischen Rollen abgeworfen hat, damit keineswegs ans Ziel gekommen ist. (...) weil er sich selbst *in seiner Notwendigkeit* und nicht *in seiner Freiheit* gewählt hat (...).“ (ebd., 118)¹⁴

Der Wandel besteht aber gerade darin, daß er sich selbst angenommen und damit von der Beziehung zu anderen und der Bestimmung durch andere befreit, d.h. nicht mehr ihre Forderungen, Erwartungen, Vorstellungen zum Maßstab seines Handelns nimmt, sondern die eigenen. So gesehen, waltet hier ein Widerspruch, den Stiller-White zwar beschreibt, aber noch nicht auflösen vermag (...) d.h.

¹⁴ Das Zitat bezieht sich auf Kierkegaards Aussage in „Entweder/Oder“. Zitiert in: Cunliffe, W. Gordon (1978): „Die Kunst, ohne Geschichte abzuschwimmen. Existenzialistisches Strukturprinzip in *Stiller, Homo Faber* und *Mein Name sei Gantenbein*.“

es bleibt ein Rest von Abhängigkeit (...). (...) daß Stiller-White 'an sich' zur Selbstannahme gefunden hat, aber 'für andere' und noch nicht 'für sich'. (Petersen 2002: 113)

Der Prozess der Selbstannahme durch die Verneinung der Rolle hat bisher gezeigt, wie Hanhart es formuliert, dass jedes Individuum in sich das Öffentliche und Private verkörpert und dass eine Separation unmöglich ist: „Es gibt keine Flucht. Ich weiß es und sage es mir täglich. Es gibt keine Flucht. Ich bin geflohen, um nicht zu morden, und habe erfahren, daß gerade mein Versuch, zu fliehen, der Mord ist. Es gibt nur noch eins: dieses Wissen auf mich zu nehmen, auch wenn dieses Wissen, daß ich ein Leben gemordet habe, niemand mit mir teilt.“ (S, 60)

Als Mitglied einer Gesellschaft, wie schon erklärt, muss der Einzelne nach den Normen und Gesetzen dieser Gesellschaft leben; ein „anerkanntes“ Dasein bedeutet, eine Funktion haben, die sich durch die Rolle und Koexistenz mit der Umgebung realisiert. Eine solche Koexistenz führt im Roman zur Überforderung. Kusenbergs zitiert in seinem Werk Frischs Aussage über die Rollen, die Männer in ihrem Leben übernehmen und die schließlich zu Selbstüberforderung führen: „(...) Männer. Sie machen es sich ein wenig schwer: mit dem Leben, den Frauen und der Kunst.“ (Kusenbergs 1983: 35) Stiller wollte ein guter Ehemann sein, ein begabter und erfolgreicher Künstler und ein Krieger, der als Mann auch morden kann - diese Selbstforderungen führen aber nur zu „Selbstbelügnung“, „Selbstentfremdung“ und schließlich auch zu bloßer „Selbstlosigkeit“. In anderen Worten: so lange Stiller sich selbst überzeugt, was er als guter Ehemann, Künstler und Krieger „in dieser oder jener Situation empfinden sollte, beziehungsweise nicht empfinden dürfte“ belügt er sich selbst, entfremdet sich von seinen „tatsächlich vorhandenen Gefühlen“, gelangt zum Zustand „einer falschen Art von schlechtem Gewissen“ und geht dabei nicht in „Richtung auf sein Selbst, sondern weg von seinem Selbst“ (S, 321-322). Ein solches Leben führt zur Monotonie der Existenz, zum Verlust der Phantasie, zum Verschwinden des Abenteuers und schließlich zur Formalisierung der Emotionen und Gefühle, welche die Beziehungen zwischen den Menschen auf rituelle, substanzlose Gesten und Worte reduziert. (Bollinger 2001: 104)

Die weitaus meisten Menschenleben werden durch Selbstüberforderung vernichtet (...). (...) Daher einer Diskrepanz zwischen unserem intellektuellen und unserem emotionellen Niveau. (...) Je wendiger unser Bewußtsein, je belesener, um so zahlreicher und um so nobler unsere Hintertüren, um so geistvoller die Selbstbelügnung! (...) nur kommt man damit nicht zum Leben, sondern unweigerlich in die Selbstentfremdung. (...) die Angst vor Selbstverwirklichung unschwer als Selbstlosigkeit und so fort. (S, 321)

Unter dem Titel „Prozess der Selbstannahme“ sind drei wichtige Teile dieses Prozesses dargestellt worden – die Wahl, das Ziel und den Grund. Die Wahl ist der wichtigste Punkt im Leben eines Individuums wie Stiller – die Möglichkeit, sich selbst zu wählen. Zum Scheitern dieses Prozesses kommt es im Roman, weil Stiller unsicher über die Bedeutung seiner „Wahrheit“ ist, bzw. er hat keine Kenntnis davon, was das neue „Selbst“ sein sollte und der Grund dafür bleibt immer die Gesellschaft. Der Prozess bleibt meistens nur in der Phase der Wahl existieren.

3.3. Der Kontext der Gesellschaft

Wir blühen aus eigenen Zweigen, aber aus der Erde eines anderen. (Tg I, 105)

Eine Gesellschaft kann „ohne die Beachtung einmal aufgestellter Regeln und Normen“ nicht existieren, weil sich alle nicht trennen wollen von „der Vorstellung, die sie nun einmal mit einem Menschen verknüpfen“ (Petersen 2002: 107) Die herrschende Gesellschaftsordnung richtet sogenannte Leitbilder auf, nach denen sich der Einzelne richten soll und meistens auch richtet (Mayer 1978: 59) und führt das Individuum zur

Uniformierung und Zerstörung (Bollinger 2001: 105) Dem Einzelnen wird die eigene Identität genommen, weil man ihn ohne die aufgezwungene nicht fassen kann: „Wir haben einen Menschen verurteilt, zu sein, was er gewesen ist (...). Wir machen uns ein Bildnis von einem Menschen und lassen ihn nicht aus diesem Bildnis heraus. Wir wissen, so und so ist einer gewesen, und es mag in diesem Menschen geschehen, was will, wir dulden es nicht, daß er sich verwandle.“ (S, 408) Die Auswahl der Lebensgeschichten wird laut Mayer entscheidend begrenzt, und zwar durch gesellschaftliche Möglichkeiten, die dem Einzelnen gegeben werden (Mayer 1978: 59). In einer Umgebung von gesellschaftlicher Selbstgefälligkeit wird alles, „was eine Gefahr oder einen Bruch mit den etablierten Lebensformen in sich bringt“ (Bollinger 2001: 106) unterdrückt und vernichtet.

Ganz am Anfang der Geschichte von Stiller/White wird der Leser mit Ohnmacht des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft konfrontiert. Die Beziehung zwischen dem Gefangenen und seinem Verteidiger, der nicht das Recht des Einzelnen, aber das der ganzen Gesellschaft vertritt, deutet schon auf die Diskrepanz zwischen dem Persönlichem und dem Allgemeinen:

„Wieso“, fragt er, „wieso sind sie nicht Stiller?“

„Weil ich's nicht bin.“

„Wieso nicht!“ sagt er, „man hat mich informiert.“ (S, 23)

Stiller wird sich auch schnell bewusst, dass „man ohnmächtig ist“ (S, 59) und dass die anderen immer an das Bild glauben, das sie von uns schon (gemacht) haben. Die Beziehung zwischen Stiller und seiner Frau Julika ist ein wichtiges Beispiel für diesen Widerwillen der Umgebung, Andersdenkende zu akzeptieren. Das Individuum wird laut Frisch „unter eine Schablone begraben“, so dass es Schwierigkeiten hat „wirklich zu werden“ und überhaupt ein Mensch zu sein „in einer Welt, die auf Schablonen verhext ist“ (Tg I, 195); anders ausgedrückt: „ehrlich sein“ heißt fast immer, „einsam sein“ (ebd., 359). Ein solches

Benehmen der Umgebung zwingt ein selbstbewusstes Individuum, wie Stiller, zum Versuch „aus dem eigenen Gesicht herauszutreten“ (ebd., 154) bzw. es kommt dazu, sich eine neue Identität zu erfinden. Dieses Individuum – Stiller - versucht mit allen Mitteln die neue Identität zu beweisen, was ihm aber nicht gelingt.

Aber sie sah mich nicht, sondern Stiller! (...) und sie hörte mich an, mag sein, doch ohne zu hören, was ich hätte sagen wollen. Sie hörte nur, was Stiller, hätte er jetzt auf meinem Sesselchen gesessen, vermutlich gesagt haben würde. Es war schmerzlich für mich, dies zu spüren. Eigentlich könnte man nur verstummen! (...) Jedes Gespräch zwischen dieser Frau und mir, so schien mir, ist fertig, bevor wir's anfangen, und jede Handlung, die mir jemals einfallen mag, ist schon im voraus gedeutet, meinem augenblicklichen Wesen entfremdet, indem sie in jedem Fall nur als eine angemessene oder unangemessene, eine erwartete oder unerwartete Handlung des verschollenen Stiller erscheinen wird, nie als die meine. (...) Ich begriff: ihr ganzes Verhalten bezieht sich nicht auf mich, sondern auf ein Phantom, und einmal mit ihrem Phantom verwechselt (denn wahrscheinlich hat es den Mann, den sie sucht, gar nicht gegeben!), ist man einfach wehrlos; sie kann mich nicht wahrnehmen. (S, 82-83)

Seine ersten Versuche mit Julika als White zu kommunizieren scheitern. Der Auszug aus dem Roman fasst Stillers Problematik in ein paar Sätzen zusammen und beschreibt nach Frisch die zwischenmenschlichen Beziehungen – das Individuum wird immer ausschließlich durch seine gesellschaftliche Rolle definiert. Das „augenblickliche Wesen“ bzw. das veränderte Wesen spielt dabei keine Rolle. White beschreibt hier sein früheres Ich, bzw. Stiller als ein Phantom, das es „gar nicht gegeben hat“. Das wahre Ich hat in einem „gesellschaftlichen“ Wesen kaum existiert, weshalb er es mit einem „Phantom“ vergleicht.

Im Kontext der Gesellschaft bzw. für die Analyse eines Individuums in seiner Beziehung zur Umgebung ist ein anderes „Phänomen“ in Frischs Erzählungen immer wieder präsent – das Schweigen oder die Verstumtheit seiner literarischen Figuren: „(...) es erstirbt die ehrliche Lust zu fragen, die ehrliche Lust, seine Gedanken zu sagen, es wächst das Schweigen, lautlos webt sich der Vorhang.“ (Tg I, 267) Stiller sagt es selbst – „eigentlich könnte man nur verstummen“ (S, 83). Da die Figur „immer in Bezug zu ihrem

Geschlechtspartner“ gesetzt wird und sich eine „Spannung zwischen Du zu Du“ (Hanhart 1976: 83) ergibt, ist das Schweigen immer das endgültige Resultat: „(...) die Kommunikation erübrigt sich, weil es nichts mehr zu sagen gibt. Sie erkennen sich als fremd sogar dem eigenen Ehepartner gegenüber.“ (ebd., 92) Alle zwischenmenschlichen Beziehungen, oder besser gesagt, alle Beziehungen zwischen Mann und Frau werden in Frischs *Tagebuch I* und in „Stiller“ durch die Verstumtheit der Partner beschrieben, weil es, wie Sibylle meint, um keine Ehen geht, sondern um bürgerliche Verhältnisse (S, 293). Da „das Verschweigen so leicht war“ (S, 273) („das verstockte Schweigen“ (S, 289)) äußert sich Stiller immer wieder dazu, insbesondere wenn er die Beziehung zu seiner Frau beschreibt, indem er sagt, dass es ihn „stumm und stumpf“ macht und ihm „einfach nichts einfällt“ (S, 297). Die Umgebung „bringt“ ihn „zum Verstummen“ (S, 368). Im Bemühen um ihre unverwechselbare Individualität und Identität findet der Einzelne zwei, höchstens drei Lösungen: Anpassung, Dissoziation oder Widerstand, endet aber schließlich in Resignation (Hanhart 1976: 12-14). Stiller behauptet, dass es „schwer ist, nicht müde zu werden gegen die Welt, gegen ihre Mehrheit, gegen ihre Überlegenheit“ und es ist schwer „allein und ohne Zeugen“ (S, 334) zu sein. Diese Ohnmacht gegenüber der Gesellschaft führt sein Wesen in die Resignation und alles, was ihm übrig bleibt, ist stumm zu sein.

Die Wahl wurde als ein wichtiger Teil menschlicher Persönlichkeit und auch neben dem Grund und Ziel als Teil eines Selbstannahmeprozesses analysiert. Frischs Entschluss, Bildnisse abzulehnen ist mit der typischen existenzialistischen Problematik der Freiheit und Wahl (Cunliffe 1978: 104) verbunden, weswegen außer dem Begriff „Wahl“ auch der Begriff „Freiheit“ in Bezug mit den Figuren gebracht und analysiert wird.

Freiheit wird in diesem Roman auf verschiedene Weisen gedeutet bzw. Stillers Ansicht von Freiheit hat mit der der Gesellschaft wenig zu tun. Er befindet sich in einem Gefängnis, von der Gesellschaft eingesperrt: „Freiheit im Sinne von Entlassung aus dem Gefängnis ist zu haben, wenn der Erzähler bereit ist, Stillers Rolle weiterzuspielen. Da diese Wirklichkeit eine falsche ist, kann die Freiheit auch nicht echt sein.“ (ebd., 108) Von derselben gesellschaftlichen Struktur wird er „öffentlich dazu verurteilt“, „selbst zu sein“ (S, 353) – alles, was sich außer diesem Gefängnis befindet, heißt Freiheit für die

Gesellschaft, die aber als Bedingung sein Geständnis braucht. Stiller dagegen sieht außerhalb des Gefängnisses nicht die erwünschte Freiheit, da er dazu verurteilt ist, eine Rolle zu spielen, die nichts mit seinem Selbst zu tun hat: „ (...) was sie mir anbieten, ist Flucht, nicht Freiheit, Flucht in eine Rolle.“ (S. 33) Diesen Satz spricht Stiller als White am Anfang des Romans, als er verhaftet wird und Widerstand leistet. Nach 300 Seiten und seinen sieben Heften ist Stiller müde, möchte aber diese „Freiheit“ immer noch nicht:

Das heißt, unter Weg verstehe ich letztlich noch immer nur die Hoffnung, mir zu entgehen. Diese Hoffnung ist mein Gefängnis. Ich weiß es, doch mein Wissen sprengt es nicht, es zeigt mir bloß mein Gefängnis, meine Ohnmacht, meine Nichtigkeit. Ich bin nicht hoffnungslos genug (...). Ich hörte sie sagen: Ergib dich und du bist frei, dein Gefängnis ist gesprengt, sobald du bereit bist, daraus hervorzugehen als ein nichtiger und ohnmächtiger Mensch.

Sie wollen mich irrsinnig machen, bloß um mich einbürgern zu können und Ordnung zu haben, und scheuen vor nichts mehr zurück. (S, 343-344)

Das beste Beispiel im Roman, das dem Leser zeigt, wie ein Individuum von der Gesellschaft „erlebt“ wird, ist der Besuch im Gefängnis von Stillers Freunden –durch ihre Augen gesehen und ihre Worte beschrieben, wird Stiller zu einem „fünfköpfigen Wesen“ (S, 332), das mit seinem Selbst eigentlich nichts zu tun hat: „Du hast dir nun einmal ein Bildnis von mir gemacht, ein fertiges und endgültiges Bildnis.“ (S, 150) Jeder Mensch macht sich laut Frisch ein Bildnis nicht aus Interesse gegenüber dem Anderen und nicht auf der Basis der wahren Identität, sondern auf Grund der Rolle, die man verkörpert, der Beziehung, die man zum Anderen glaubt, zu haben und schließlich auch wegen eigenen Narzissmus. Selbst im *Tagebuch I* behauptet Frisch, dass „das Fremdeste, was man erleben kann, das Eigene“ ist, „einmal von außen gesehen“ (Tg I, 111) und wenn man „von der Erinnerung an einen bestimmten Menschen erfüllt ist“, handelt es sich meistens um „eine Täuschung, nichts weiter, eine Einbildung, die nichts bedeutet“ (Tg I, 119).

(...) und je befremdender mein Verhalten, um so sicherer wird er in mir den verschollenen Stiller erkennen (...). Übrigens sind sie durchaus uneinig, wer

Stiller gewesen ist; dennoch tun sie so, als hielten sie mich für eine und dieselbe Person. (...) während sie so reden, überlege ich im Ernst, was für ein Mensch ich sein müsste, um den Erinnerungen und Erwartungen dieser fünf Besucher auch nur in großen Zügen zu entsprechen, etwas wie ein fünfköpfiges Wesen, glaube ich, wobei jeder von ihnen meine vier anderen Köpfe als unecht, als überflüssig abhauen würde, um den wahren Stiller her vorzustellen. (S, 332)

Der Roman „Stiller“ macht zuletzt klar, dass es diese Wahrheit nicht geben kann, weil alles, was Stiller über sein Leben preisgibt, immer eine Behauptung der anderen bleibt. Frisch hat in seinem Werk gezeigt, dass eine Lebensgeschichte nicht etwas ist, das sich aus dem Rückblick problemlos darstellen lässt bzw. er hat einen Mann dargestellt, der sich sein Leben von anderen erzählen lässt, und seine Identität leugnet (Kusenbergs 1983: 70-71).

Man kann die Wahrheit nicht erzählen. Das ist's. Die Wahrheit ist keine Geschichte, sie hat nicht Anfang und Ende, sie ist einfach da oder nicht, sie ist ein Riß durch die Welt unseres Wahns, eine Erfindung, aber keine Geschichte. Alle Geschichten sind erfunden, Spiele der Einbildung, Entwürfe der Erfahrung, Bilder, wahr nur als Bilder. Jeder Mensch, nicht nur der Dichter, erfindet seine Geschichten – nur daß er sie, im Gegensatz zum Dichter, für sein Leben hält – anders bekommen wir unsere Erlebnismuster, unsere Ich-Erfahrung, nicht zu Gesicht. (ebd., 76)

Die Wiederholung war Stillers große Angst, aber schließlich entscheidet er sich, die „Lebenswiederholung und damit eine Einordnung in das gesellschaftlich vorgeschriebene Daseinsklischee“ (Mayer 1978: 55) zu akzeptieren: „Er fürchtet 'Wiederholung', obgleich der Weg in die Freiheit – so schreibt er – in der Annahme der Wiederholung aus freiem Willen besteht.“ (Cunliffe 1978: 108) Da er schließlich weder zu sich noch zu anderen einen Weg findet und „seine innere bewußte Identität mit seiner äußeren Identität“ (ebd., 110) nicht vereinbaren kann, endet er doch in Isolation: „Stiller blieb in Glion und lebte allein.“ (S, 438)

Stiller hat vergeblich versucht, seine Wirklichkeit, seine Realität durch Phantasie und das Märchenhafte bzw. durch seine Träume und Erwartungen zu ersetzen: „Obwohl er es nicht sagt, hat man den Eindruck, daß Stiller (...) diese harte Wahrheit begriffen hat: daß das wirkliche Leben niemals an Träume der Menschen heranreichen wird und daher die Unzufriedenheit, die ihn zum Verschwinden veranlaßte, niemals gestillt werden kann.“ (Bollinger 2001: 109)

4. Darstellung der Wirklichkeitsvarianten in Form eines Tagebuch-Romans

Der zweite Teil dieser Arbeit wird die Möglichkeiten der Reproduzierbarkeit eines „erfundenen“ Lebens analysieren, Frischs Vermeidung von endgültiger Fixierung, aber auch die Position des Erzählers, die eng mit der Struktur des Romans verbunden ist. „Stiller“ und fast alle seine Werke haben Frisch als „eine Absage an vorgegebene Werte und ein Plädoyer für das authentische Leben“ (Cunliffe 1978: 103) gedient, indem die Schwierigkeiten einer neuen Darstellung und deren „Entdeckungsprozess“ (ebd., 103) den Autor zur Form und Struktur seiner Werke geführt haben. Frisch behauptet selbst in seinem Tagebuch, dass sich das Kunstwerk über die bürgerlichen und menschlichen Aufgaben erheben muss (Tg I, 101).

Im ersten Teil wurde die Rollenproblematik am Beispiel der literarischen Figuren gezeigt bzw. ihre Diskrepanz zwischen privaten Erlebnissen und den gegebenen Werten und Normen der Gesellschaft; im zweiten Teil wird dementsprechend die Diskrepanz des Erzählers analysiert, die zwischen den Varianten der Wirklichkeit angesiedelt ist. Im Mittelpunkt steht sein Versuch, die „Geschehnisse nicht als Handlungskontinuum“ (Hanhart 1976: 6) darzustellen, sowie die Erzählform. Der Zufälligkeitscharakter des Lebens bzw. Frischs Behauptung, ein Leben hätte auch anders verlaufen können, ist eng mit der Darstellbarkeit dieses Lebens verbunden: „Ein scheinbar übersichtliches Dilemma führt die Hauptfigur jedesmal tief in problematische Regionen hinein, die mit den Gedanken und der Terminologie des Existenzialismus am besten zu verstehen sind. Auf

diese Weise ist es der Existenzialismus, der den Inhalt und die Form der Romane bestimmt.“ (Cunliffe 1978: 106)

Aus solchen Ansichten wird festgestellt, dass nicht die Handlung oder die Figurenkonstellation im Mittelpunkt von Frischs Werk stehen, sondern der Akt des Erzählens: „(...) das lebendige Bewußtsein, daß nicht das Geschaffene wichtig ist, nicht in erster Linie, sondern das Schaffen.“ (Tg I, 169) Einem „wirklichen Künstler“ wird laut Frisch das „Schaffen-Können“ zum „Lebendig-Bleiben“ (ebd., 360) –daher seinendgültiges Schaffensziel: die Darstellung des Daseins bzw. des Unvorstellbaren (ebd., 176), indem das Erzählen selbst geschieht.¹⁵ Das Moment des Erzählens ist vordergründig, nicht das Geschehene, da eine Fabel, laut Frisch in seinem *Tagebuch I*, an sich gar nicht existiert: „Der Inhalt ist das Streben nach Authentizität und die Form ein Absinken der Handlung bis zu dem Punkt, wo nur das Schweigen und keine erzählbare Geschichte mehr möglich ist. Mit diesem Schweigen hat sich die Erzählung der Wahrheit genähert, die unaussprechbar ist.“ (Cunliffe 1978: 106)

Frischs Geschichten werden nicht als Nacherzählungen reproduziert, weshalb Handlungsabläufe erfunden werden, die ebenso möglich gewesen wären; auf diese Art und Weise verlieren die Geschehnisse ihren Zufallscharakter nicht und Frisch hat die Möglichkeit mehrere Geschichten gleichzeitig zu erzählen (Hanhart 1978: 4). Der bei Cunliffe erwähnte Entdeckungsprozess, bezieht sich auf Frischs Suche nach der literarischen Form, „die Geschehenes als Offenes“ (ebd., 4) erhält. Schreiben heißt bei Frisch prinzipiell Erfinden: „(...) indem entweder eine Geschichte sich selber erzählt, in Analogie zur Wirklichkeit, die sich aus sich heraus ereignet, oder eine Geschichte wird aus der Perspektive eines Erzählers erzählt. In beiden Fällen bringt der Autor sich selber nicht direkt ins Spiel, er vermittelt erzählend.“ (ebd., 11) Der Autor hat deswegen der Figur - Anatol Stiller - die Rolle des Schreibenden übergeben, der in Form von Aufzeichnungen seine Geschichte übermittelt: „In diesem tagebuchartigen Roman übergibt Frisch der Hauptgestalt die Erzählrolle. Der größte Teil des Romans besteht aus den Erfahrungen,

¹⁵ Diese Feststellung bezieht sich auf Frischs Aussage: „Es geschieht das Erzählen.“ Zitiert in: Hanhart, Tildy (1976): *Max Frisch: Zufall, Rolle und literarische Form*.

Meinungen, Erinnerungen und Fantasien des fiktiven Autors. Dazu kommen noch die von ihm protokollierten Aussagen anderer Figuren.“ (Pickar 1978: 77) Die Rolle des Erzählers wird der Hauptfigur übergeben, um auf diese Weise die Distanz zum “Autobiographischen“ zu erschaffen.

Dieser Kunstgriff erlaubt ihm aber, die eigene Geschichte in wesentlich weiterem Rahmen zu betrachten – und als White sich von ihr zu distanzieren. Das heißt, er übernimmt seine Geschichte von den andern als die eines ihm völlig Unbekannten und kontrafaktiert sie als White mit dessen (erfundener) Geschichte. Die Struktur des Ich-Berichts bleibt gewahrt, doch wird damit gespielt, indem sich Stiller in Gestalt des fiktiven White einführt. (...) Als White bereitet es ihm keine Schwierigkeiten, von Stiller zu berichten, und da er sich als White zu keiner Identifikation gezwungen fühlt, fällt es ihm leicht, White zu erfinden, (...). Die Aufzeichnungen Stillers sind das fingierte Tagebuch einer fingierten Persönlichkeit. (Hanhart 1978: 22-23)

Die Problematik der Selbstdarstellung beim Autor wird laut Hanhart durch eine „doppelte Autorschaft“ erzielt, die auf die Hauptfigur übertragen wird. Frischs Werke werden im Grunde doch als Selbstreflexionsversuche interpretiert, indem die Hauptfigur die Position des Autors übernimmt – auf dieselbe Art und Weise, wie Frisch autobiographische Bezüge zum Werk verneint, um das Erzählen in den Mittelpunkt zu bringen, verneint die Figur ihre Identität und erfindet sich eine neue, um nicht auf sich selbst den Wert zu legen, sondern auf das Erzählen bzw. die Wahrheit. Stiller/White erlaubt sich keine Aussagen über die Vergangenheit, damit er nicht in Bezug mit dem Verschollenen gebracht wird bzw. er weigert sich, die Position eines Autobiographen anzunehmen und behauptet nur der Protokollant zu sein, der „die nackte Wirklichkeit in Geschichten zu kleiden“ (Cunliffe 1978: 113) versucht.

(...) daß im Tagebuch der Erzähler (...) mit dem Autor Frisch identifiziert werden darf, wogegen in den Romanen eine erfundene Figur im Zentrum steht. Als Autobiograph schreibt er, wie er Welt erfährt, kommentiert aus seiner Sicht, reflektiert seine Erlebnisse und Beobachtungen; als Erzähler fungiert er auf

ähnliche Weise, aber im Horizont seiner Vorstellungen und in Bezug auf Personen, die er sich erfindet. Seine Stellung als Tagebuchautor ist bestimmt von dieser doppelten Autorschaft. (...) Diese löst absichtlich ein Spiel zwischen „autobiographischem“ und „fiktivem“ Erzählen aus zur Verschlüsselung ihrer Identität und als Versuch, sich in erfundene Figuren (...) zu realisieren (wie Stiller als White), ohne sie je endgültig zu klären. (ebd., 7)

Im ersten Teil wurde der Selbstannahmeprozess der Hauptfigur verfolgt bzw. der Weg eines Individuums entfernt von der Gesellschaft, um sein Selbst zu erreichen; der Autor versucht durch sein Werk auch zu sich selbst zu gelangen und behauptet: „Man ist, was man ist. Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben. Schreiben heißt: sich selber lesen.“ (Kusenbergs 1983: 60-61), und um sich selbst zu lesen und „um einen Sachverhalt zur Sprache zu bringen, immer muß Frisch auf ein Ich rekurren und damit auf dessen Welterfahrung und Verhalten“ (Hanhart 1978: 17). Frischs Tagebuch-Roman erlaubt, dass dieses Ich über sich selber, aber in Gestalt einer fremden Person schreibt, also sich selber nur von außen betrachtet, d.h. unter dem Blickwinkel, wie die anderen es sehen (ebd., 19). Genauso wie es Frisch „um sein Problem geht, nicht um ein Problem an sich“ (Dürrenmatt 1954: 175), das durch die Figur Stiller literarisch dargestellt wird, geht es auch der Figur Stiller, um die Lösung seines Problems durch die literarische Darstellung der erfundenen Identität Whites.

Wie schon zuvor erwähnt, indem Frisch durch sein *Tagebuch I* zitiert wurde, können wir das wirkliche Beispiel, das uns persönlich betroffen hat, nicht übermitteln, da dieses Erlebnis „wirklich nur für den Betroffenen“ ist und daher „unsäglich“ (Tg I, 361) bleibt. Frischs Aufgabe ist, eine Form und Struktur zu wählen und sie seinen Erzählpramissen und seiner Poetik anzupassen: „Verwechslung zweier Begriffe: erleben und dabei sein. Das meiste, was Menschen erleben, liegt wohl im Bereich der Ahnung; schon der andere Bereich der Erlebbarkeit, die Erinnerung ist viel kleiner. Wäre es nicht so, gäbe es überhaupt keine Dichtung (...).“ (Tg I, 369)

4.1. Die Struktur des Tagebuch-Romans „Stiller“

Frischs bekannte Auffassung, dass die Welt der Erlebnisse bzw. das unmittelbar Erlebte und das Wesen des Lebens selber, an und für sich mit Worten, mit der Sprache überhaupt nicht fassbar sind (Pickar 1978: 78), spiegelt sich in der Struktur des Tagebuch-Romans „Stiller“ wider.

Die Reaktionen seiner Mitmenschen und ihre Mitteilungen ihm gegenüber will er, ihren Absichten und dem Inhalt getreu, weitergeben. Dabei aber wird er nicht nur unbewußt zum Neugestalter ihrer „Wahrheiten“ auf der Basis seiner eigenen Vergangenheit und persönlicher Bedürfnisse, sondern er verfällt gleichzeitig als echter Erzähler dem schöpferischen Gestaltungsdrang des Künstlers, die berichteten Tatsachen, übertragenen Gefühle und Gesprächsfetzen in einer dem Erzählprozeß gehörigen Form unterzubringen.“ (ebd., 80)

Der Erzähler Stiller bzw. White versucht, in seinen Aufzeichnungen die Geschichte des Verschollenen zu übermitteln, um dadurch seine „eigene“ Identität beweisen zu können. Die Doppelexistenz der Hauptfigur ist strukturell in der besonderen Gliederung der Hefte sichtbar, da er sie ausdrückt, indem die Hefte „alternierend von White und Stiller berichten“ (Hanhart 1976: 19). Dieses Alternieren bezieht sich auf den *Ersten Teil* des Romans bzw. auf „Stillers Aufzeichnungen im Gefängnis“, die aus sieben Heften zusammengefasst sind. Die Hefte 1, 3, 5 und 7 sind Stillers/Whites „Zellenerlebnisse, Lügengeschichten und Reflexionen des Einsitzenden“ (Petersen 2002: 112), während die Hefte 2, 4 und 6 „die Vorgeschichte um Stiller, Rolf, Julika und Sibylle umfassen“ (ebd., 112). Frisch hat in seinem Roman also eine komplexe Erzählkomposition konstruiert, die aus mehreren Elementen besteht: „(...) erstens, dem angeblich wenig wissenden Erzähler Stiller/White; zweitens, der Verteilung der Erzählung auf mehrere Gestalten, deren Berichte

aber wiederum von Stiller/White nach seiner Interessenlage neu gestaltet werden; und drittens, dem persönlichen Anteil dieses Erzählers am Erzählten.“ (Pickar 1978: 80) Was aus einer solchen Gliederung der Hefte zum Vorschein kommt, ist das große Interesse White an Stiller:

(...)er will ihn kennenlernen, und zwar genau. Für einen Außenstehenden gelingt ihm dieses Kennenlernen in einem erstaunlichen Maß, die Geschichte Stillers durchschaut er bis in kleinste Details, er vergißt in seinen Widergaben nichts, was irgendwie zur Klärung von dessen Charakter beiträgt. (...) Der Inhaftierte entpuppt sich als begabter Erzähler, Stiller, Julika, Rolf und Sibylle sind die Figuren seiner Geschichten. (...) d.h. eine Subjekt-Objekt Korrelation, für die entscheidend ist, daß das Aussagesubjekt, der Ich-Erzähler, von anderen Personen nur als Objekt sprechen kann.(Hanhart 1976: 20)

Die letzten 50 Seiten des Romans bzw. der *Zweite Teil* beziehen sich auf das „Nachwort des Staatsanwaltes“, indem Stillers Geschichte von seinem „Freund“ und Staatsanwalt Rolf übermittelt wird.

4.2. Autobiographische Elemente und das Tagebuch als eigenständige literarische Form

Das künstlerische Problem, das sich Frisch im 'Stiller'-Aufgab, wäre, wie man aus sich selber eine Gestalt, einen Roman mache; (...). (Dürrenmatt 1954: 175)

In dieser Arbeit wurde schon mehrmals auf die autobiographischen Elemente des Tagebuch-Romans „Stiller“ hingewiesen, da Frischs Werke als „dezente

Selbsterforschung“ (Kusenbergs 1983: 61) interpretiert werden. Obwohl sich Frisch als Autor zu dem Zusammenhang von seiner Biographie und seinem Werk nie direkt geäußert hat, kann man auf Grund seiner Aussagen autobiographische Elemente als Basis benutzen, um sein Werk auf thematischer und struktureller Ebene zu analysieren, was bisher auch der Fall war.

Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft und das ganze Gerede, die Wahrheit ist, daß ich schreibe, um mich auszudrücken. Ich schreibe für mich. Die Gesellschaft, welche auch immer, ist nicht mein Dienstherr, ich bin nicht ihr Priester oder auch ihr Schulmeister. Öffentlichkeit als Partner? Ich finde glaubwürdigere Partner. Also nicht weil ich meine, die Öffentlichkeit belehren oder bekehren zu müssen, sondern weil man, um sich überhaupt zu erkennen, ein imaginäres Publikum braucht, veröffentliche ich. Im Grunde schreibe ich aber für mich selbst ... (ebd., 86)

Die Öffentlichkeit bzw. der Leser scheint nicht ganz unbedeutend für Frischs Werk zu sein (was im nächsten Abschnitt analysiert wird), aber was hier äußerst wichtig ist, ist Frischs Aussage, dass er für sich selbst schreibt. Diese Aussage dient als Beweis für die persönliche Auseinandersetzung des Autors mit sich selbst, indem er (nicht direkt) über sich selbst schreibt, weil „Schreiben heißt: sich selber lesen“ (ebd., 60). Der Autor befindet sich eigentlich in einer Zwangslage: „(...) einerseits nicht von sich loszukommen, andererseits ohne zu gestalten, ohne sich darzustellen, nicht leben zu können. Persönliche Ehrlichkeit und künstlerische Notwendigkeit standen sich gegenüber.“ (Dürrenmatt 1954: 175) Eine Frage über die Domäne der Literatur beantwortet Frisch dagegen mit Worten:

Fast wage ich zu sagen: das Private. Was die Soziologie nicht erfaßt, was die Biologie nicht erfaßt; das Einzelwesen, das Ich, nicht mein ich, aber ein ich; die Person, die diese Welt erfährt als Ich, die stirbt als ich, (...) das ist es, was mir darstellenswert erscheint: die Person (...). Domäne der Literatur: alles was Menschen erleben, Geschlecht, Technik, Politik, aber im Gegensatz zur Wissenschaft bezogen auf das Wesen, das erlebt. (Kusenbergs 1983: 97)

Wieder ist ein Versuch erkennbar, dem Leser und Zuhörer klar zu machen, dass es sich nicht um sein Ich handelt, da wir alle „Fernseher, Fernhörer, Fernwisper“ (S, 186) sind und fast niemand zur absoluten Freiheit bzw. dem reinen Selbst gelangen kann, wird Frischs Biographie zu Stillers Geschichte und Stillers Geschichte zur Geschichte des Lesers bzw. zum Schicksal jedes Ich, das als Teil der Gesellschaft funktioniert. Frisch hat sich selbst durch den Roman „Gestalt“ gegeben bzw. er hat einem Individuum „eine Gestalt gegeben, die man als das Ich, als sich selber nie ist: Gestalt ist man nur von außen, vom anderen her“ (Dürrenmatt 1954: 176).

Die Frage, die sich immer wieder stellt und die sich wahrscheinlich auch Frisch gestellt hat, ist wie man aus der Selbstdarstellung einen Roman machen kann (ebd., 176) bzw. welche Form des Werkes ist einer Selbstdarstellung am besten geeignet – „weil Frisch mit Stiller nicht irgendwen, sondern sich selbst meint“ (ebd., 177) braucht der Roman eine besondere Gestalt. Gerade die gewählte Form eines Tagebuchs hat Frisch die Möglichkeit gegeben „aus sich selbst ein Roman zu machen“. Diese „einmalige Form“ (ebd., 177) hat ihm ermöglicht, außer sich selbst auch die Problematik des Erzählens anzusprechen.

Die vorhandene Form spiegelt genau die Problematik wider (...). Das Problem war, und es zeigt sich in immer neuen Aspekten: Wie macht man aus sich selber einen Roman? Und einer der Aspekte: Wie kann ich zwar die Identität leugnen, ohne sie aber aufzuheben? Genau dies ist die Form: White ist die geleugnete Identität mit dem nicht aufgehobenen Stiller. Weiter: Problematik, Form und Handlung sind hier eins. Die Handlung des Buches, der Prozess gegen White, ist das ständige Behaupten Whites, er sei nicht Stiller, und das ständige Behaupten der Welt (...) er sei Stiller. (ebd., 178-179)

Wie von Dürrenmatt erläutert, handelt es sich in diesem Tagebuch-Roman um den Zusammenhang zwischen Problematik des Erzählens, Form eines Tagebuchs und der damit verbundenen Handlung bzw. Geschichte der Hauptfigur Stiller/White, die auf der Existenzfrage eines Individuums basiert. Die Handlung wurde im ersten Teil unter Rollenproblematik besprochen, die Problematik des Erzählens wird im zweiten Teil durch

Frischs Ansichten und Eigenschaften des Erzählens analysiert und die Form des Tagebuches wird in diesem Abschnitt bearbeitet.

Frisch hat sich durch diese Form, die gleichzeitig Handlung, gleichzeitig die Problematik selbst ist, in einen anderen verwandelt, der nun erzählt, nicht von Stiller zuerst, sondern von sich, von White eben, für den Stiller der andere ist, für den er sich nun zu interessieren beginnt und dem er nachforscht, weil man doch ständig behauptet, er sei mit ihm identisch. Gerade durch diese Romanform wird so Selbstdarstellung möglich (...). (...) der Leser mache auch mit, spiele mit. Ohne Mitmachen ist der *Stiller* weder zu lesen noch zu begreifen. (ebd., 179)

Der „Zusammenhang zwischen Motiv und Biographie, zwischen Öffentlichem und Privatem“ (Kieser 1978: 17) wird durch die Form eines Tagebuchs möglich. Die Tagebücher von Frisch (*Tagebuch I* und *II*, aber auch „*Stiller*“) werden als eine „Grenzform des Romans“ (Hanhart 1978:6) interpretiert und dementsprechend im Kontext eines Tagebuchs analysiert. Dabei ist die Rede von einer „eigenständigen literarischen Form“ (ebd., 82) und nicht von „dem täglichen Aufzeichnen privater Ereignisse“ (ebd., 82).

(...) für Frisch das Tagebuch längst zu einer eigenständigen literarischen Form entwickelt hat, die nichts mehr zu tun hat mit dem täglichen Aufzeichnen privater Ereignisse. (...) Im Zentrum steht ein Ich, das vom Erlebtem erzählt und Geschichten erfindet. Das Tagebuch entspricht Frischs Neigung zum Fragmentarischen, was ebenso eine Spiegelung seines skeptischen Denkens ist, wie Ausdruck des verloren gegangenen Sinnzusammenhangs. (...) Mit der Darstellung in Tagebuchform spart sich Frisch die Erfindung einer Figur, es genügt ein sich aussprechendes Ich, (...). (ebd., 82-83)

Eine parabolische Literarisierung von Erlebnismustern (Kieser 1978: 17) wird durch ein Tagebuch-Ich vollzogen, das „fragt, kommentiert, berichtet, erfindet, aber es erzählt nicht seine persönliche Geschichte, sondern versucht, die Vielfalt der Eindrücke und geforderten Auseinandersetzungen sprachlich zum Ausdruck zu bringen“ (Hanhart 1978:

100). Von der Struktur her, ist ein Tagebuch eine „Wirklichkeitsaussage“ (ebd., 101), in der ein berichtendes und erfindendes Ich „ein Aussageobjekt ist, das versucht, die Welt, die es umgibt und die es denkt, sprachlich lesbar zu machen“ (ebd., 101). Das Bewusstsein dieses Aussageobjektes und dessen Gedanken werden gleichzeitig zur Handlung, Form und Problematik von Frischs Werk: „(...) Darstellung nicht der Welt, sondern unseres Bewußtseins von ihr.“ (Tg II, 90)

Diese Texte zeigen, daß Frisch neue Wege sucht, die Befindlichkeit von Menschen darzustellen. Soweit es geht, verzichtet er auf das Erzählen ihrer Geschichte und greift nur einige Einzelheiten ihres Verhaltens heraus. (...) Es werden nur wenige Details herausgegriffen, die fungieren wie Drehpunkte oder Gelenkstellen, um aus ihrem Zusammenspiel des geistigen psychischen Zustand oder die Handlungsweise der Figur kenntlich zu machen, ohne sie auf eine spezifische Geschichte zu verengen oder diese als ursächlich zu erklären. (...) Frisch beschränkt sich auffällig auf die Gebärde des bloßen Zeigens, ja Registrierens; (...). (ebd., 103-104)

Es wurde in dieser Arbeit schon mehrmals darauf hingewiesen, dass sich Frisch als Autor, aber auch als Mensch, von den Normen und Konventionen der Gesellschaft und des Schreibens entfernt. Die Handlung bzw. Geschichte der Hauptfigur spielt beim Lesen und einer strukturellen Analyse an sich keine so wichtige Rolle, da aus den Lebenseinstellungen des Autors die Uneigentlichkeit menschlichen Daseins zum Vorschein kommt. Der Tagebuch-Erzähler protokolliert nicht eine „geschlossene Erzählung, als »Lebensabschnitt«“ (Kieser 1978: 25), sondern er erzählt das Erzählen: „Es geht dem Autor nicht darum zu zeigen: »was erlebe ich«, sondern: »wie erlebe ich etwas«.“ (ebd., 25) Es geht dem Autor um Fragmente des Lebens und nicht um die ganze (erfundene) Lebensgeschichte. Das fragmentarische Erzählen wird dementsprechend zu einer äußerst wichtigen Eigenschaft seiner Werke, da „fragmentarisch, schon von der Definition her, die Form des Tagebuches“ (ebd., 25) ist: „Das Fragment, als sprachliche Haltung oder als kompositorischer Entwurf, entspricht nicht nur der allgemeinen Unzulänglichkeit,

Wirklichkeit zu erfassen, sondern ist vor allem Ausdruck heutiger Skepsis gegenüber voreiligen Konstruktionen von Zusammenhängen.“ (Hanhart 1978: 110)

Da das Leben an sich nicht eigentlich ist, kann auch Frisch sein Werk nicht als eine formale und thematische Einheit zusammenfassen: „Frisch hat das Tagebuch zu einer selbständigen literarischen Form entwickelt, die in sich Episch-Fiktives, Essayistisches und Autobiographisches vereint. Das Tagebuch-Ich hat nur Erzählfunktion und schlägt sich nieder in seinen Aussagen, Reflexionen, Argumentationen und Imaginationen, (...)“ (Hanhart 1978: 110)

4.3. Der Erzähler bzw. das protokollierende Ich

Eine Wirklichkeitsaussage bzw. ein Tagebuch hat als Voraussetzung einen protokollierenden Erzähler, der in Ich-Form nacherzählt, kommentiert und beschreibt: „Die Sprache, die im Wirklichkeitsbericht immer Aussagecharakter hat, bewahrt diesen Charakter in der Ich-Erzählung, weil das hier auftretende Ich ein echtes Aussagesubjekt ist (...)“ (Hanhart 1978: 22)

Der Struktur her, besteht ein Unterschied zwischen dem Tagebuchverfasser, der im ersten, dritten, fünften und siebten Heft über sich selbst und die Ereignisse im schweizerischen Gefängnis schreibt und einem Protokollant, der im zweiten, vierten und sechsten Heft, die Geschichten von Stillers Umgebung nacherzählt: „Der Perspektivwechsel zwischen Tagebuchverfasser und Protokollant wirkt sich natürlich auch erzählerisch aus. Er schreibt in der Ich-Form, solange er von sich selber spricht, (...). In diesem Ich-Bericht verfährt ähnlich wie Frisch in seinen Tagebüchern, neben Beobachtungen, Notierungen von Begebenheiten, Erinnerungen, flichter auch

eigenständige Geschichten ein. Damit entsteht ein sehr abwechslungsreicher Text (...).“ (ebd., 20) Ungeachtet der inhaltlichen Unterschiede der Hefte, handelt es sich um einen Ich-Bericht auch dort, wo er die Geschichten der andern erzählt (ebd., 21), da diese Nacherzählungen „im innersten Kern, die Wahrheit seiner eigenen Erfahrungen enthalten“ (Pickar 1978: 99).

Durch diese Aufzeichnungen liefert Stiller/White den Beweis seiner Rolle als Erzähler und „zeigt sich seines eigenen Erzählprozesses und der jeweiligen Publikumsbedürfnisse durchaus bewußt“ (Pickar 1978: 100). Gerade im nächsten Abschnitt, unter dem Titel „Die Rolle des Lesers“, wird Stiller/Whites Bewusstsein von einem Publikum analysiert: „Der Bericht in Ich-Form befriedigt die legitime Neugierde des Lesers und dämpft die nicht minder berechtigten Bedenken des Autors. Außerdem besitzt er wenigstens den Anschein einer lebendigen Erfahrung, eben der Authentizität, die den Leser in Respekt hält und sein Mißtrauen beruhigt.“ (Kusenberg 1983: 75)

4.4. Die Rolle des Lesers

Seinen Leser, glaube ich, muß man sich denken; das ist schon ein Teil unserer Arbeit, die Erfindung eines Lesers (...). (...) Unser Leser: ein Geschöpf deiner Vorstellung, nicht unwirklicher und wirklicher als die Personen einer Erzählung, (...); der Leser als die ungeschriebene Rolle. (Tg I, 160)

Die Position des Lesers ist wichtig, weil sie von Frisch immer wieder angesprochen wird und weil er uns als Leser dazu verpflichtet in Stillers Geschichte und Schicksal mitzuspielen.

Der Leser ist für Max Frisch ein äußerst wichtiger Teil im Entstehungsprozess seiner Werke, weshalb er sich zum selbenfolgendermaßenäußert: „Die unbewußte, selbstverständliche Voraussetzung, ohne die man keinen Satz schreiben könnte, die Voraussetzung, daß man irgendwo, und wäre es noch so ferne, von einer Sympathie geschützt wird (...).“ (Tg I, 294) Diese Sympathie wird im Roman als „Dialogpartner impliziert“ (Hanhart 1978: 4) und zwar findet dieser Dialog nach zwei Seiten statt, „einmal nach innen als persönliche Auseinandersetzung der Romanfigur“ und „zum andern nach außen als Dialog mit dem Leser“ (ebd., 4). Um überhaupt schreiben bzw. schaffen zu können, muss der Autor das Interesse beim Leser wecken, und zwar durch die Art und Weise, wie er erzählt: „Wie soll einer seine Geschichte erzählen, wenn sich niemand für sie interessiert? Der Erzähler in dieser Geschichte macht im Grunde die gleiche Erfahrung wie Stiller, sein Leben läßt sich nicht erzählen. Er kann nur einige Details davon anreißen, doch schließen sie sich nicht zu seiner gelebten Geschichte zusammen. (...) Aber er weiß, daß je nach der Art wie er erzählt, ein anderes Gegenüber angesprochen wird.“ (ebd., 100)

Der Leser ist, wie schon erwähnt, wichtig für die Entwicklung der Geschichte, weil der Autor ihn durch zwei Rätsel zur Endgeschichte führt. Das Erste bezieht sich auf die Frage, ob Stiller tatsächlich White ist bzw. ob die Behauptung der Polizei an der Grenze stimmt oder, ob es sich um ein Missverständnis handelt:

Der Zweifel wird durch objektive Widersprüche und, vor allem, durch die kategorische Sicherheit genährt, mit der der Verfasser der Aufzeichnungen leugnet, Stiller zu sein. Später jedoch, als durch sein eigenes Zeugnis die Wahrheit ans Licht kommt und offensichtlich wird, daß Stiller und White ein und dieselbe Person sind, löst ein anderes Rätsel das erste ab und hält das Interesse des Lesers wach. (Bollinger 2001: 105-106)

Die Unsicherheit des Lesers in die wahre Identität des Erzählers wird durch die Erzählweise verstärkt. Der Erzähler behauptet immer wieder nicht der Verschollene zu sein, gibt deswegen keine direkten Aussagen über die Vergangenheit, protokolliert über Stillers Verwandte und Freunde von der Erzählgegenwart aus und versucht dabei neutral

und objektiv zu bleiben, da es um Menschen geht, die er nie zuvor gesehen oder gekannt hat.

Im *Zweiten Heft* beginnt Whites Prozess der Beschreibung von Stillers Umgebung bzw. „im zweiten Heft versucht Stiller/White, das von Julika beschriebene Leben mit Stiller in der dritten Person darzustellen, als habe er alles zum ersten Mal gehört“ (Pickar 1978: 88). Das Heft beginnt daher mit dem Satz: „Die Beziehung zwischen der schönen Julika und dem verschollenen Stiller begann mit der Nußknacker-Suite von Tschaikowsky (...), und es blieb, nach Julikas jüngsten Andeutungen zu schließen, eine Nußknacker-Suite über all die Jahre ihrer Ehe“. (S, 86) White versucht, seine Neutralität und Position eines „Außenseiters“ zu bewahren, indem er Aussagen niederschreibt wie z.B. „nach Julikas jüngsten Andeutungen“ (S, 86), „Julika ist der festen Meinung“ (S, 88), „Als Fremder hat man den Eindruck“ (S, 89), „Man hat den Eindruck“ (S, 98) oder mit der Behauptung „Ich will aber versuchen, in diesen Heften nichts anders zu tun als zu protokollieren“ (S, 90). Den Leser versucht der Erzähler bzw. White in diesem Heft von seiner Ahnungslosigkeit und einem angeblichen Nichtinteresse an der Julika-Stiller Beziehung zu überzeugen, indem er behauptet: „Ich habe kein Verlangen danach, den Friedensrichter zu spielen zwischen der schönen Julika und ihrem verschollenen Mann (...).“ (S, 107) Durch die Beschreibung von Julika und die Beziehung von Julika und Stiller, bekommt der Leser schnell den Eindruck, dass der Erzähler sie doch kennt und dass es bei den Berichten um eine „vorgebliche Objektivität“ (Pickar 1978: 87) geht.

(...)viele in seinen ersten Beschreibungen verrät vorherige Kenntnis der Tatsachen (...). (...) Stiller leidet unter dem Druck seiner früheren Vorstellungen von ihr und fängt langsam an sich wieder in sie zu verlieben. (...) wie unfähig Stiller/White ist, seine gewollte Neutralität aufrecht zu erhalten. Er scheint es zeitweise selber zu bemerken, (...). (...) Die Beschreibungen von Julika dienen als innere Beweise dafür, daß Stiller/White letzten Endes nicht anders denkt als der Verschollene, trotz des angeblichen Versuches, einer neuen und von der Vergangenheit befreiten Identität konsequent treu zu sein. (Pickar 1978: 87-89)

Im *Vierten Heft* übernimmt Stiller/White wieder die Rolle des Protokollanten, indem er die Ehegeschichte von seinem Staatsanwalt und angeblichem Freund Rolf und Rolfs Frau Sibylle übermittelt. Das Heft deutet am Anfang wieder auf eine Geschichte, die von Stiller/White nur nacherzählt wird und mit ihm angeblich nichts zu tun hat: „Seine kleine Geschichte (...), die mein Freund und Staatsanwalt gestern erzählt hat, will mir nicht aus dem Kopf.“ (S, 202) Andere Aussagen wie z.B. „Rolf (so sagt er selbst)“ (S, 208), „Und dann war er schon immer der Meinung“ (S, 209), „Rolf hatte viel darüber zu sagen“ (S, 209), „(so sagt mein Staatsanwalt)“ (S, 210), „Hingegen erinnert er sich wohl, daß“ (S, 210), „(so meint mein Staatsanwalt)“ (S, 210), „Das wirkte (so sagt er) wie“ (S, 212), „wie er selbst (mein Staatsanwalt)“ (S, 213) oder „Die Komplikation (so nennt er es) hatte er“ (S, 216) sind schriftliche Beweise für Stiller/Whites Versuche, sich nur an Tatsachen zu halten, die ihm von anderen erzählt werden. Die Geschichte über das Ehepaar geht weiter, aber mit der Erinnerung des Erzählers an den Leser: „Ich protokolliere dennoch weiter“ (S, 218), und der Entschuldigung: „Mein Staatsanwalt erzählt diese Geschichte, wie schon gesagt, sehr viel anschaulicher.“ (S, 221) Sibylle wird in diesem Heft als „seine Gattin“ angesprochen und im Gespräch mit Rolf weigert sich Stiller/White sie beim Namen zu nennen, was den Leser zum Beschluss führt, dass Stiller dieses Ehepaar doch gekannt hat, aber aus irgendeinem Grund nicht hätte kennenlernen sollen. Stiller/White wird schnell zum „Gefangenen seiner Behauptung, er sei nicht der Verschollene“ (Pickar 1978: 79).

Das letzte Heft bzw. die letzte Aufzeichnung Stiller/Whites über Stillers Umgebung bezieht sich auf das *Sechste Heft* und die Geschichte von Stiller und seiner Liebhaberin Sibylle. Das Heft fängt, wie das zweite und vierte Heft, mit einer Aussage, die die Distanz des Erzählers zur Geschichte zu beweisen versucht: „(...) wie Frau Sibylle, die Gattin meines Staatsanwaltes, es schildert (...).“ (S, 254) Der Leser sieht aber schnell ein, dass sich die Struktur und Darstellung der Geschichte von den bisherigen unterscheidet. Erstens versucht der Erzähler seine Position als Protokollant nicht mehr durch seine Kommentare in Klammern zu beweisen; im ganzen Heft bzw. auf den 60 Seiten kommendem Lesernur drei Aussagen „(so sagt Sibylle)“ (S, 276, 283) entgegen. Bisher wurde jeder Anfang (und jedes

Ende) eines Abschnittes mit einer Aussage des Erzählers markiert, die auf den wahren Erzähler der Geschichte deuten und Stiller/White nur zum Nacherzähler machen:

Zweites Heft

(...) wie innig und voll zärtlicher Hingabe sie den verschollen Stiller geliebt hat. Sie heirateten nach einem Jahr.

Als Fremder hat man den Eindruck, daß diese zwei Menschen (...). (S, 89)

(...) einen Menschen zu haben, dem sie immerfort verzeihen konnte.

Ich will aber versuchen, in diesen Heften nichts anderes zu tun als zu protokollieren (...). (S, 90)

(...) eine äußerst glückliche Ehe gewesen sein – bis diese andere auftauchte. Das war vor sieben Jahren.

Julika war ahnungslos. Julika hätte nie (...). (S, 94)

(...) als ginge es um ihn, um Stiller, um den Gesunden!

Hier wäre etwas nachzutragen. (S, 139)

Viertes Heft

(...) ohne Zahnbürste, ohne Schwamm zu waschen – Er hielt sie vier Tage in Genua.

Rolf (so sagt er selbst) hatte (...). (S, 208)

(...) und damit hatte es damals sein Bewenden.

Das war wohl (so meint mein Staatsanwalt) die (...). (S, 210)

(...) Blumen zu schicken, die ich später einmal bezahlen werde. Wahrscheinlich vergißt er es.

Ich protokolliere dennoch weiter: (...). (S, 218)

(...) daß Sibylle eben diesen Irgendwer umarmt, nicht auf der Stelle verrückt zu werden ...

Mein Staatsanwalt erzählt diese Geschichte, wie schon gesagt, (...). (S, 221)

Die Zitate aus dem *Zweiten* und *Vierten Heft* sind Beispiele für die erwähnte Anfang- und Endmarkierung der Abschnitte, die den Leser davon zu überzeugen versuchen, dass der verschollene Stiller, über den erzählt wird und der Erzähler White nicht ein und dieselbe Person sind. Im *Sechsten Heft* scheint der Erzähler eine solche Struktur aufzugeben, indem er immer wieder das allgemeine und unbestimmte Indefinitpronomen „man“ benutzt und nicht Personalpronomen wie „sie“ oder „er“, dann immer wieder die direkte Rede, als ob er tatsächlich an den Gesprächen teilgenommen habe. So wird auf seine Präsenz als Erzähler eigentlich nicht immer wieder hingewiesen.

Diese Textanalysen deuten auf Frischs zweites Rätsel hin, das „das Interesse des Lesers wachhält“ (Bollinger 2001: 106) bzw. die Frage „Wer?“ wird zur Frage „Warum?“. Nachdem sich der Leser der wahren Identität der Hauptfigur bzw. des Erzählers bewusst wird, stellt er sich Fragen wie z.B. „Was geschieht mit dem Bildhauer?“ oder „Warum flieht er vor sich selbst und negiert seine Vergangenheit und seinen Namen mit dieser blinden Verzweiflung?“ (ebd., 106). Der Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Rätsel bzw. den ersten und den zweiten Fragen, die sich der Leser zum Roman stellt, besteht darin, dass die Zweiten nicht beantwortet werden.

Diese Aufgabe kommt dem Leser zu. Das Buch beschränkt sich darauf, ihm ein reichhaltiges, heterogenes Material an Episoden und Situationen aus dem Leben Stillers zu liefern, die er sich zurechtlegen und miteinander vergleichen kann,

um dann seine jeweils eigenen Schlußfolgerungen zu ziehen. Und diese Lebensbeschreibung ist von einer Dichte und Subtilität, daß die Schlußfolgerungen, die sich über Stiller ziehen lassen, in der Tat sehr unterschiedlich sind: angefangen bei der pathologischen These – ein einfacher Fall von Schizophrenie -, bis hin zur metaphysisch-kulturellen – eine allegorische Verweigerung des »Schweizer-Seins« oder, besser gesagt, die Unmöglichkeit, als ein solcher der menschlichen Existenz in all ihren reichen, mannigfachen Möglichkeiten teilhaftig zu werden. (ebd., 106)

Jochen Hieber beschließt dagegen in seinem Text „Den eigenen Fall zur Welt machen, »Stiller« - 1968 und heute“, dass jeder Leser, dem sein eigener Fall eine Welt ist, sich in „Stiller“ wiederfinden wird.

5. Schlusswort

Frisch hat in „Stiller“ den Versuch unternommen, die Vielfalt an Lebensvarianten darzustellen. Er hat versucht seine Philosophie, Lebenseinstellung und schließlich auch Lebensweise in seinem Werk niederzuschreiben, da er sich selbst aus seinen Worten lesen wollte.

Sein Kampf gegen das Endgültige und Einheitliche bzw. seine Einstellung, dass jedes Leben nur eine Erfindung auf Grund der Normen und Gesetzen der Gesellschaft und unserer Mitmenschen ist, hat literarische Figuren produziert, die den Selbstannahmeprozess beginnen, indem sie sich selbst wählen. Um sein Ich in der Form eines Romans lesen zu können, hat Frisch die Rolle des Erzählers seiner Figur übergeben und eine neue Identität erfunden.

Der Selbstannahmeprozess der Figur bzw. sein bloßer Versuch, sich selbst anzunehmen, ist in dieser Arbeit stufenweise analysiert worden. Die Analyse bezieht sich auf die Thematik des Romans und gleichzeitig auf die Widerspiegelung dieser Thematik

auf die Struktur eines von Frisch erfundenen Tagebuch-Romans. Dementsprechend werden Begriffe im Kontext von Frischs Einstellungen und Poetik bearbeitet, wie z.B. „Wahl“, „Freiheit“, „Anpassung“, „Gesellschaft“ und schließlich auch Begriffe wie „Ich“ und „Rolle“. Der Autor hat sein Leben und sein Werk von vorgeschriebenen Normen zu befreien versucht, weshalb sich diese Arbeit mit autobiographischen Erzählstrategien befasst, die die Thematik und Struktur von Frischs Werk beeinflussen.

Die Uneigentlichkeit menschlicher Existenz wurde durch die Rollen bzw. Varianten und Erlebnismuster dargestellt und durch die Einstellungen und Kommentare der Hauptfigur getestet. Eine solche Analyse der Thematik und Struktur des Romans führt zum Schluss, dass man ohne Rolle nicht leben und auch nicht schreiben kann. Somit kommt auch das Ich zum Beschluss, dass man es ihm nicht erlaubt, außer den gegebenen Werten zu leben. Es kehrt zur Gesellschaft zurück, wissend, dass es eine absolute Freiheit und Reinheit der Identität nicht gibt.

Was Frisch in diesem zweigeteilten Roman versucht hat, war nicht das Leben Stillers oder das von Stiller/White darzulegen, - 'man kann alles erzählen, nur nicht sein wirkliches Leben' -, sondern die verschiedenen Konzeptionen dieses Lebens. Das innerste Wesen der Gestalten wird nicht unmittelbar dargestellt, sondern die Auffassung darüber werden mittels eines erzählenden Ich vorgeführt. In diesem Versuch übernimmt Stiller/White die Rolle der dichterischen Instanz und verwandelt die Erfahrung eines Lebens in Kunst. (Pickar 1978: 102)

Frisch hat uns gezeigt, dass ein rollenfreies Dasein nicht möglich ist, aber dass der Einzelne sich, sein Leben und die Umgebung mehr oder weniger selbst wählen kann und die damit aufgezwungenen und vorgeschriebenen Rollen und Normen aufgeben kann.

6. Bibliographie

Primärliteratur

Frisch, Max (1954): *Stiller*. Frankfurt am Mein: Suhrkamp Verlag. – Im Text als (S, Seitenangabe)

Frisch, Max (1950): *Tagebuch 1946-1949*. Frankfurt am Mein: Suhrkamp Verlag. – Im Text als (Tg I, Seitenangabe)

Frisch, Max (1972): *Tagebuch 1966-1971*. Frankfurt am Mein: Suhrkamp Verlag. –

Im Text als (Tg II, Seitenangabe)

Sekundärliteratur

Bollinger, Luis/Walter Obschlager/Julian Schütt (Hrsg.) (2001): *jetz: max frisch*. Frankfurt am Mein: Suhrkamp Verlag.

Cunliffe, W. Gordon (1978): „Die Kunst, ohne Geschichte abzuschwimmen. Existenzialistisches Strukturprinzip in *Stiller*, *Homo Faber* und *Mein Name sei Gantenbein*. In: Knapp, GerhardP. (1978): *Max Frisch. Aspekte des Prosawerks*. Bern-Frankfurt am Main-Las Vegas: Peter Lang, S. 103-122.

Dürrenmatt, Friedrich (1954): „*Stiller*, Roman von Max Frisch, Fragment einer Kritik“. In: Schmitz, Walter (Hrsg.) (1987): *Max Frisch*. Frankfurt am Mein: Suhrkamp Verlag, S. 174-181.

Frisch, Max (1976): „Unsere Gier nach Geschichten“ (1964). In: Frisch, Max (1976): *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Hrsg. Von Hans Mayer unter Mitwirkung von Walter Schmitz. Frankfurt am Mein: Suhrkamp Verlag, S. 332.

Glaser, Horst A. (Hrsg.) (1997): *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1955*. Bern-Stuttgart-Wien: Verlag Karl Haupt.

Hanhart, Tildy (1976): *Max Frisch: Zufall, Rolle und literarische Form*. Kronberg/Ts.: Scriptor Verlag.

Hartmann, Karl-Heinz (1997): „Romane und Erzählungen der fünfziger und sechziger Jahre (BRD)“. In: Glaser, Horst A. (Hrsg.) (1997): *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1955*. Bern-Stuttgart-Wien: Verlag Paul Haupt, S. 287-308.

Hieber, Jochen (2001): „Den eigenen Fall zur Welt machen. »Stiller« - 1968 und heute“. In: Bollinger, Luis/Walter Obschlager/Julian Schütt (Hrsg.) (2001): *jetz: max frisch*. Frankfurt am Mein: Suhrkamp Verlag, S. 111-115.

- Kierkegaard, Sören (1975): „Entweder – Oder. Ein Lebensfragment“. Hrsg. von Victor Eremita. München: dtv.
- Kieser, Rolf (1978): „Das Tagebuch als Idee und Struktur im Werke Max Frischs“. In: Schmitz, Walter (Hrsg.) (1987): *Max Frisch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 17-32.
- Knapp, Gerhard P. (1994): *Max Frisch. Aspekte des Prosawerks*. Bern-Frankfurt am Main-Las Vegas: Peter Lang.
- Kusenberg, Kurt und Beate (1983): *Max Frisch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Langenscheidt Großwörterbuch, hrsg. von Dieter Götz, Günther Hänsch und Hans Wellmann. Berlin, München, Wien, Zürich, New York: Langenscheidt- Redaktion.
- Mayer, Hans (1978): „Max Frischs Romane: 1. Anmerkung zu Stiller“. In: Knapp, Gerhard P. (1978): *Max Frisch. Aspekte des Prosawerks*. Bern-Frankfurt am Main-Las Vegas: Peter Lang, S. 53-75.
- Matzkowski, Bernd (2007): *Erläuterungen zu Max Frisch: Homo Faber*. Hollfeld: C. Bange Verlag.
- Müller, Gerd (1994): „Die Literatur der Bundesrepublik und der deutschsprachigen Schweiz,„. In: Žmegač, Viktor (Hrsg.) (1954): *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Weinheim: Belz Athenäum Verlag Band III/2, S. 385-548.
- Petersen, Jürgen H. (2002): *Max Frisch*. Stuttgart-Weimar: Verlag J. B. Metzler.
- Pickar, Gertrud Bauer (1978): „Kann man schreiben, ohne eine Rolle zu spielen? Zur Problematik des fingierten Erzählers in Stiller.“ In: Knapp, Gerhard P. (1994): *Max Frisch. Aspekte des Prosawerks*. Bern-Frankfurt am Main-Las Vegas: Peter Lang, S. 77-102.
- Schmitz, Walter (Hrsg.) (1987): *Max Frisch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Žmegač, Viktor (Hrsg.) (1954): *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Weinheim: Belz Athenäum Verlag Band III/2.

Internetquellen

Der Spiegel (15/1991): „Nachruf. Max Frisch“, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13488841.html>

Jürgen Heimlich (2003): „Max Frisch: Stiller“. In: Sandammeer-Die virtuelle Literaturzeitschrift, <http://www.sandammeer.at/rezensionen/frisch-stiller.htm>

Scheller, Wolf (2001): „Max Frisch und die Deutschen. Zum 10. Todestag des Schweizer Schriftstellers“, http://www.kas.de/db_files/dokumente/die_politische_meinung/7_dokument_dok_pdf_1630_1.pdf, S. 81-85